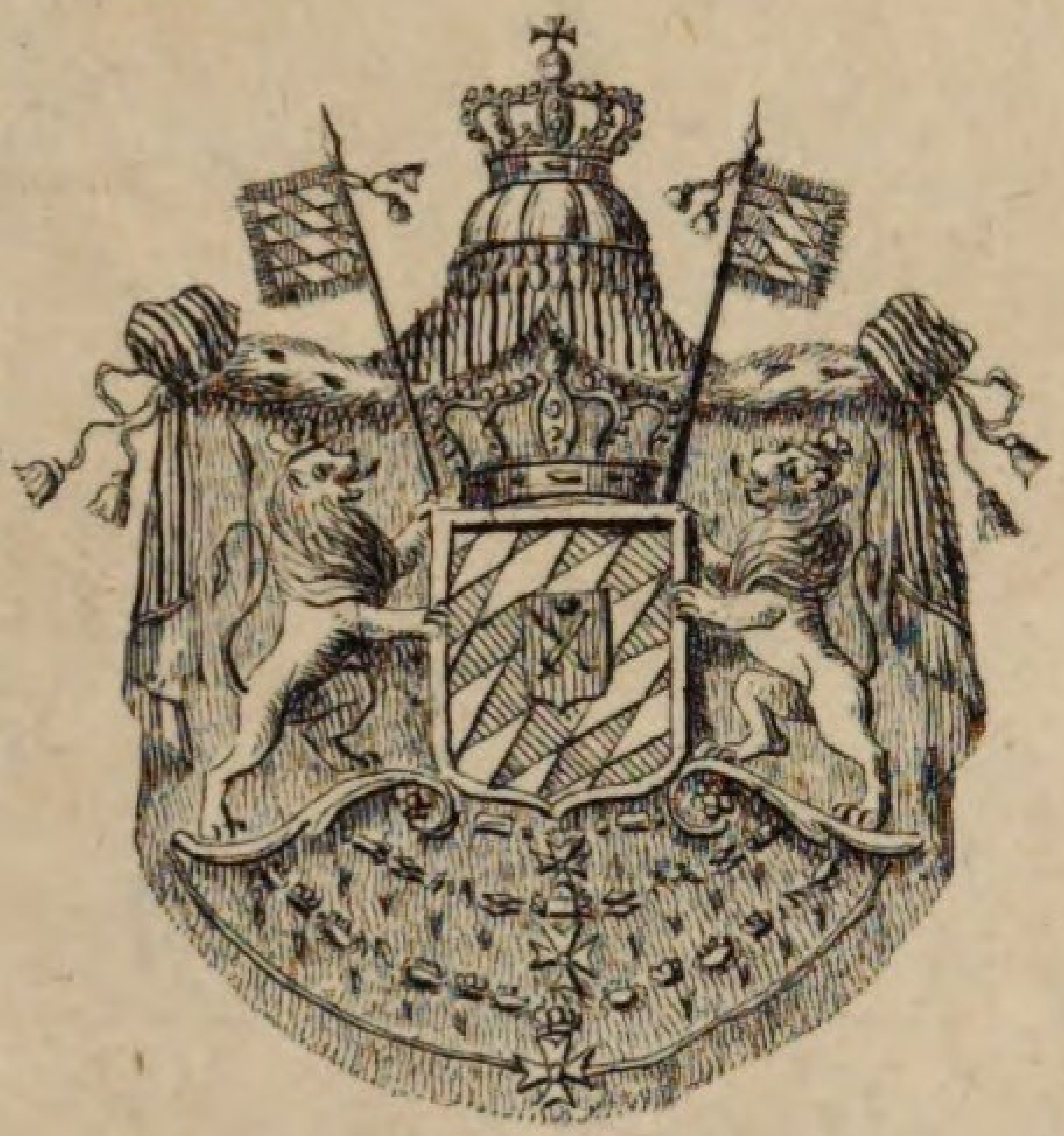
Paed. Pr.
3769

Paed. Pr. 3769 Tugendlehre
~~364 b~~



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R

Tugendlehre.

Eine
Auswahl von Erzählungen
aus dem
Menschenleben
für die
Jugend.

Ingolstadt,
Bei Alois Attenkover, Buchhändler und Buchdrucker.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

guten und fleißigen

Jugend

gewidmet.

Euch, meine Lieben! weihe ich dieses kleine Büchlein, das das Nöthigste und Höchste eures ganzen Wissens und Handelns umfasset, es ist — die Tugend!

Unschuldsvoll und sorgenlos durchwandelt ihr das Blumenthal der Jugend, und legt da den Grund zum Wohl oder Weh für die rauhen Höhen eures künftigen Lebens.

Euer Wohl und eure Ruhe werdet ihr für hier und dort nur dann finden, wenn ihr gut und heilig lebt. Ruhig könnt ihr schlafen, lächelnd selbst dem Tod ent-

gegen sehen, wenn das Bewußtseyn edler Handlungen euch des Himmels Vorschmack fühlen läßt; doch Angst und Reue werden in eurem Innern toben, euch durchs Leben verfolgen, und eure Todesstunde zur schrecklichsten eures Lebens schaffen, wenn ihr dem Laster folgt, das euch in's Verderben führt.

O! glaubt es mir, Geliebte, die seligen Tage eurer frohen Kindheit werden bald verschwinden! Dann, wenn ihr einst hinaustretet in's rauhe Menschenleben, wenn Kummer und Sorgen über euch hereinstürmen; wenn das Laster unter den mannigfaltigsten Gestalten süß lockend euch in Abgründe zu leiten sucht; dann wenn ihr einsehet, daß in diesem Leben tausendfacher Drangsale Lohn und Glück und Friede euch niemals wahrhaft werden kann, dann werdet ihr eure Blicke hinauf zum Himmel heben, und überzeugend fühlen, daß Trost

und Hilfe nur von oben kömmt, vom Vater der den schönsten Trost in's Herz euch goß, als er sprach: »Die Haare eures Hauptes sind gezählt, und kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen dessen, der ihn schuf.«

Daß ihr euch stärken sollet zum schweren Kampfe, der eurer harrt, im Vollgefühle eurer Kraft eurem Berufe treu nachleben möget, als Mensch und Christ, aus Ereignissen, der Wirklichkeit entnommen, immer fester überzeugen möchtet, wie edel die Tugend, wie verabscheuungswürdig das Laster sey, das sind die Ursachen, warum ich euch diese Erzählungen sammelte.

Jetzt, meine Lieben! in den Tagen eurer Jugend sey euer höchstes schönstes Geschäft, euer Herz zu bessern. Leicht könnt ihr jetzt die kleinste Spur des Lasters tilgen, doch schwer und ungewiß wird euer Kampf mit

ihm, wenn ihr ihm Zeit gelassen habt, in euerm Herzen Wurzeln zu schlagen. Steht die Tugend euch zur Seite, so seyd ihr glücklich auch im höchsten Schmerz. Sie giebt euch Trost im Leiden Hoffnung und Geduld im Unglück; sie währt noch über dieses Leben, und folgt allein euch hin in jenes bessre Land, wo der Lohn für euer Kämpfen, Harren, Dulden hinieden, euch herrlich unvergänglich wird.

E. Philibert.

Der ehrliche Bezahler.

Johann de Brogin war Präsident des Kardinalkollegiums, und zur Zeit der Kostnitzer Kirchen-Versammlung ein großes Kirchenlicht. Sein Vater war ein armer italienischer Bauer, und er selbst hütete als Knabe die Schweine. Einst trafen ihn einige Mönche, die bei ihren Gesprächen mit ihm Talente und Geistesoffenheit an ihm zu bemerken glaubten. Scherzweise fragten sie ihn, ob er mit nach Rom wolle; und Brogin sagte im Ernste Ja! Er zog auch sogleich von dannen. Als sie durch ein kleines Städtchen kamen, blieb er vor einem Schuhmacherladen stehen. Der Meister fragte ihn, was sein Begehren sey. „Ein Paar Schuhe," antwortete er, ich möchte nicht gern barfuß die Reise nach Rom machen." „Was willst du aber in Rom" fuhr der Schuster fort. „Studieren und Kardinal werden," war die Antwort. „Nun wohlan:" sagte der Erstere, „du sollst ein Paar haben, wenn du nur die Hälfte daran bezahlen kannst. Die zweite Hälfte borge ich dir, bis du Kardinal bist." Der Handel kam zu Stande,

und Brogin bezahlte als Kardinal mit zehnfachen Interessen.

Gewöhnlich vergessen Emporkömmlinge ihren frühern Stand. Dieß fand bei Brogin nicht statt. Vielmehr ließ er sich als Knabe, wie er die Schweine hütet, abmalen, und dieses Gemälde in der Peterskirche zu Genf aufhängen.

Werth des Bauernstandes.

Ein Bauer war unter der Regierung Ludwigs XII. Königs von Frankreich, von einem Edelmanne wegen eines geringen Vergehens sehr gemißhandelt worden. Der König erfuhr es, und wollte dem Edelmanne gern menschenfreundlichere Gesinnungen gegen seine Untergebenen einflößen. Er gab daher Befehl, daß man dem Edelmanne zwar Wein und Fleisch, aber — kein Brot geben sollte. Natürlich beschwerte sich der Edelmann darüber. — Wie? sprach der König, habt Ihr nicht genug an dem Weine und Fleische, das man euch vorgesetzt hat? „O nein! antwortete der Edelmann, es fehlt ja die Hauptsache, die Seele der Nahrung, das Brot. —

Nun dann, erwiederte der König mit strengem Ernste, wenn das Brot etwas so kostbares ist, wie könnet Ihr denn so unverständig seyn, diejenigen zu mißhandeln, welche Euch dieses

schätzbare Nahrungsmittel im Schweiße ihres Angesichts verschaffen müßen?

Belohnte Menschenliebe.

In einem der schlesischen Kriege fand ein preußischer Husar auf dem Schlachtfelde einen schwerverwundeten jungen österreichischen Offizier. Dieser bat den Husaren, seine Leiden dadurch zu endigen, daß er ihn vollends tödtete. „Nein, Bruder, antwortete der Preuße, ich werde dich ins Hospital tragen, wo man dich heilen wird.“ Der Offizier wurde wirklich wieder gesund. Er bot seinem Retter Alles an, was er hatte; allein dieser nahm bloß eine Uhr zum Andenken an.

Nach dem Frieden wurde das Regiment, unter welchem dieser brave Husar gedient hatte, aufgelöst. Er kam zufällig einige Jahre nachher nach Ungarn, um sein Unterkommen als Bereiter zu suchen. Er ließ sich dem Fürsten Estherhazi vorstellen, der einen solchen Diener suchte. Bei dem Anblicke des Husaren stutzte dieser Herr. Er fragte ihn: Hast du nicht im schlesischen Kriege gedient? — Ja! — Hast du nicht einem Offizier das Leben gerettet? — O wohl mehr als Einem; aber ich besinne mich nur noch auf einen einzigen, von welchem ich diese Uhr erhalten habe. — Der bin ich, der sie dir gegeben hat; du bist mein Retter, ja, du sollst mein erster Stallmeister und mein Freund seyn.

Liebe und Herzhaftigkeit.

In dem Städtlein Oggersheim am Rheine, hat sich im dreyßigjährigen Kriege eine Geschichte zugetragen, deren Andenken nie erlöschen muß. Denn man lernt hier, was zu lernen Noth thut, daß ein einziger muthvoller und besonnener Mensch gutmachen kann, was tausend Feigherzige bereits verdorben haben.

Das Städtlein Oggersheim galt damals noch für eine Festung. Der spanische Feldherr, Don Ferdinand Gonsalvo de Corduva, rückte mit seinen wilden Kriegsvölkern heran und befahl, daß man ihm die Thore öffnen solle. Da machten sich nun alle Bürger voll Schrecken heimlich auf in der Nacht, und entflohen über einen abgelegenen Theil der Stadtmauern ins Freie. Die Stadt war leer; aber die Thore blieben verschlossen und die Gatter nieder und die Fallbrücken auf, wie zuvor.

Es war Niemand in der Stadt geblieben, als ein einziger Mann, mit seiner Frau und einem neugebornen Knäblein, und dieses war ein Schafhirt, genannt Hans Warsch. Denn da er seine noch kranke Frau und das Knäblein nicht hatte davon bringen können, mochte auch er nicht entweichen und seine Geliebten einem sichern Verderben Preis geben, so lange noch zu einer Rettung Aller ein Fünklein Hoffnung übrig war.

Er ließ die Thore und die Gatter zu und die Fallbrücken auf, und stieg trotziglich auf einen Mauerthurm, der mit Doppelhacken besetzt war. Von hierab rief er den Spaniern zu: „Ich will euch den Ort übergeben, so ihr jedem Einwohner Sicherheit für Leben und Habseligkeit zugestatten wollt.“

Don Corduva, der nach der herzhaften Rede dieses Einen der herzhaften Männer eine große Zahl in der Stadt vermuthete, ging den Vorschlag ein. Darauf öffnete der Schafhirt das Thor und ließ die Brücke nieder und Don Corduva zog ein mit seiner Herrschaar. Wie groß war sein Erstaunen, als er sahe, daß dieser eine treue und herzhafte Mann die ganze Besatzung und Bürgerschaft ausmache! Da er selbst ein edler Held war, schätzte er die edle Gesinnung auch an seinen Feinden, bewunderte und belobte die Treue und den Muth des Schafhirten, hieß die Bürgerschaft zurückkehren, stand bei dem neugebornen Knäblein zu Gevatter und band ein treffliches Geschenk ein.

Der edelmüthige Neger.

Ein Landeigenthümer in St. Domingo hatte einen Sklaven mit Namen Ludwig de Rouleaux, auf den er sehr viel hielt. Schon lange hatte er ihm die Freiheit versprochen, aber bis jetzt noch nicht gegeben. Der Sklave fuhr indessen

fort, seinem Herrn die nützlichsten Dienste zu leisten, Tag und Nacht arbeitete er um die süße Freiheit endlich doch zu erringen. Allein die unermüdete Thätigkeit des guten Ludwigs machte ihn seinem Herrn nur desto unentbehrlicher. Der Sklave merkte dies endlich, und schlug nun, um seinen Zweck zu erreichen, einen andern Weg ein. Er hatte schon längst von seinen Herrn einen kleinen Acker bekommen, der sein Eigenthum war. Mit der angestrengtesten Thätigkeit bearbeitete ihn jetzt Ludwig, sparte so viel er nur konnte, brachte in kurzer Zeit die Summe Geldes zusammen, welche für seine Freiheit bestimmt war, und legte sie mit einer Art von Entzücken seinem Herrn zu Füßen.

Das Herz desselben war von Natur gut. Er war beschämt und gedemüthigt. — „Geh, Ludwig!“ sagte er; „schon zu lange habe ich mich von dem Schweiße meiner Brüder genährt — nimm das Geld und sey frei!“ Der Herr verkaufte bald darauf seine Besitzungen in St. Domingo und gieng nach Frankreich seinem Vaterlande.

Auf dem Wege nach seiner Heimat mußte er durch Paris. — Er hatte sich nur kurze Zeit hier aufhalten wollen; allein die mannigfaltigen Vergnügungen, die sich ihm in dieser großen und glänzenden Hauptstadt darboten,

fesselten ihn so sehr und so anhaltend, bis er alle seine aus St. Domingo mitgebrachten Schätze, die Früchte mühsamer Arbeiten, unbesonnener Weise durchgebracht hatte. Jetzt erst erwachte er aus seinem Taumel, aber zu spät. Er sah sich gezwungen, als ein Bettler diejenigen, deren Wohlstand er ehmals befördert hatte, um Hilfe anzusprechen. Allein er fand lauter Undankbare. Die Häuser seiner ehmaligen Freunde blieben ihm eben so verschlossen als ihre Herzen. Der thörigte Verschwender hatte keine andere Wahl, als sich aus Frankreich wieder zu entfernen, und nach St. Domingo zurückzukehren.

Seine Ankunft befremdete alle. Man erfuhr oder errieth die Ursache, und die Folge davon war, daß man sich auch hier — wie in Frankreich — zurückzog.

Der unglückliche Franzose sah sich dahin gebracht, seine übrigen Lebenstage in trauriger Dunkelheit und in der Schande selbst verschuldeter Armuth zuzubringen. Von allen verlassen, mit dem bittersten Mangel kämpfend, verzweifelte er fast an seiner Rettung, als plötzlich — sein ehmaliger Sklave der treue Ludwig erscheint. Er wirft sich dem Franzosen zu Füßen und spricht: „Lassen Sie sich, mein geliebtester Herr! herab, das Haus ihres Sklaven zu bewohnen. Man wird Sie darin wie einen Ge-

bieter bedienen — man wird Ihren Befehlen gehorchen, und Sie sollen in dieser Wohnung verehrt und geliebt werden. Mit thränenden Augen und gepreßtem Herzen nahm der Franzose dieses edelmüthige Anerbieten an. Ach! er hatte ja keine andere Wahl! Allein er besaß viel zu viel edlen Stolz, um nicht das Drückende seiner Lage tief zu fühlen, er war nicht glücklich. Der edle Ludwig merkte sehr bald den Kummer seines ehmaligen Herrn, und sah die wahre Ursache davon eben so bald ein. Er ging eines Tages zu dem Franzosen, umfaßte seine Kniee und sprach: „Lieber Herr! ich sehe, daß sie hier nicht glücklich sind, und es auch nicht werden können. Aber ich hoffe, sie werden es in ihrem Vaterlande seyn. Meine Dankbarkeit wird sie auch bis in jene fernen Gegenden begleiten. Ich beschwöre sie nehmen sie diese Verschreibung von 1500 Livres jährlicher Einkünfte. Die Annahme derselben soll mir ein Beweis ihrer Liebe zu mir seyn, und wird meine künftigen Tage erfreuen. — Der Franzose nahm unter Vergießung eines Stromes von Thränen und unter den zärtlichsten Umarmungen das Geschenk an und kehrte in sein Vaterland zurück. Die Rente wurde alle Jahre pünktlich vorausbezahlt, und oft noch mit mehreren beträchtlichen Geschenken von St. Domingo, als Merkmale der Freundschaft des Gebers, begleitet.

Im Jahre 1774 waren beide Personen noch am Leben, der dankbare Neger, der eine so schöne Seele besaß und der Franzose, welcher einen solchen Freund gefunden hatte!

Bestrafte Eitelkeit.

Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, war kein Liebhaber von Kleidern, welche bloß der neuen Mode ihr Daseyn verdankten. Die Hofleute wußten dieses, und dennoch erschien ein Edelmann, der etwas eitel war, eines Tages in einer Kleidung, welche nach dem damaligen neuesten Modegeschmack gemacht war, vor dem Kurfürsten. „Thut mir doch den Gefallen, sprach dieser sogleich zu dem Modekavalier, und traget euch wie die übrigen vernünftigen Leute.“

Der Edelmann, der sich auf den sanften Charakter seines Fürsten verließ, hatte die Dreistigkeit, zu sagen: Es steht mir ja frei, mich zu kleiden wie ich will. „Ja, antwortete Friedrich gelassen, das ist wahr, aber mir steht es auch frei, euch zu sagen, daß ich euch künftig nicht mehr an meinem Hofe sehen will.“ Der Edelmann mußte wirklich den Hof des Kurfürsten meiden. So bestrafte dieser Fürst eine sehr unehrerbietige Aeußerung, welche sich ein Unterthan gegen ihn erlaubt hatte, nach Gebühr, ohne jedoch durch ungestüme Ausbrüche

eines aufbrausenden Zornes weder die Würde seines Standes zu verletzen, noch auch die Sanftmuth seines Charakters zu verläugnen.

Verderben aus Geiz.

Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels! — Ein altes Wort, das sich in folgender Begebenheit bewahrheitet.

Ein reicher Bauer ohnweit Wettin, dem Geld das höchste Gut war, wollte mit dem einzigen Sohne und der jüngern Tochter auf ein anderes Dorf zu seiner ältesten Tochter fahren, ungern und nothgedrungen; denn er sollte dort Taufzeuge seyn. Noch ehe er Wettin erreicht, bricht der Schloßnagel. Ein im doppelten Sinne fatales Ereigniß für den armen Mann; denn hier galt es dem lieben Beutel, den ohnedieß die Gevatterschaft mehr, als ihm lieb war, in Anspruch nehmen würde. Um die verdrüßliche Ausgabe von einigen Dreiern zu sparen, ersetzt er den gebrochenen mit einem hölzernen Schloßnagel. Die Reisenden kommen an die Saale, über die sie mittelst der Fähre setzen müßen. Der Fährmann fodert das gewöhnliche Fährgeld, drei Groschen. Das ist dem armen Bauer zu viel, nur zu zwei Groschen will er sich höchstens verstehen, und da der hartnäckige Schiffer sich durchaus Nichts abdingen lassen will: so versichert er hohnlachend dem Warnenden, er wolle

sich das Geld selbst verdienen. Entrüstet befiehlt er dem Sohne, welcher fährt, eine bei niedrigem Wasserstande höchst gewöhnliche Fuhrt zu suchen und durchzufahren. Allein die Saale ist gerade jetzt ungewöhnlich geschwollen. Der blinde Geizhals bemerkt es nicht; der Sohn ist des Lokales unkundig, er giebt nichts darauf und so fahren sie hinein — dem Tode zu!

Kaum sechs Schritte vom Lande versinken die Pferde in eine grundlose Tiefe. Erschrocken schreiet der Bauer dem Sohne zu, umzulenken; es soll geschehen, da bricht der hölzerne Schloßnagel, die scheu gewordenen Pferde reißen den Vorderwagen mit sich fort, der Sohn stürzt vom Bocke und wird ein Raub der Fluthen. Angstvoll ergreift der Vater die eilfjährige Tochter und springt aus dem sinkenden Hinterwagen, um sich und geliebte Kind zu retten; er findet keinen Grund, auch ihn ergreifen die Wellen und eilen pfeilschnell, ehe der erschrockene Fährmann sich fassen und zu Hülfe kommen kann, mit ihm dem Tode zu und der Mann muß mit den beiden Kindern hülflos ertrinken.

Der Unglückliche hatte drei Menschenleben um einen Groschen verkauft.

Der gütige Chyrurg.

Ein Geistlicher, aus der Altstadt London, ging eines Tages nach St. James, um dort

einen seiner Freunde, einen königlichen Pagen, zu besuchen. Nachdem er bei ihm Thee getrunken hatte, wollte er wieder nach seiner Wohnung zurückkehren, glitt aber auf der Treppe aus, stürzte herab, und sprengte im Falle die Thüre eines Kabinets auf. Hier lag er lange ohne Besinnung. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem kleinen Gemache auf der Erde sitzend, unter den Händen eines kleinen Greises, der ihm den Kopf wusch, und mit vieler Sorgfalt die Wunden mit Pflastern belegte. Vor Erstaunen blieb er eine Zeit lang stumm. Nachdem aber die Arbeit des gütigen Alten beendigt war, erhob er sich von der Erde, und wollte seine Erkenntlichkeit bezeugen. Allein er bekam einen Wink zu schweigen und sich zu entfernen. Er gehorchte, und erfuhr erst nachher von seinem Freunde, dem Pagen, daß der wohlthätige Chyrurg der König selbst (Georg II.) gewesen sey.

Bravheit ohne Eigennutz.

Der Marschall Vauban wählte einen Grenadier aus, auf den er bei der Untersuchung eines gefährlichen Postens rechnete. Der Soldat folgte unerschrocken dem Befehle seines Generals und gieng dem herstürzenden Feuer des Feindes entgegen. Eine Kugel trifft ihn. Er dringt immer weiter vor, untersucht aufmerk-

sam den Posten, wozu er befehligt war, kommt zurück und rapportirt das Geschehene. Unterdessen läuft das Blut aus seiner Wunde. Vauban, der dieß sah, lobt den Soldaten und bietet ihm seine Börse an. „Mein General,“ sagte der Krieger, „ich danke Ihnen für dieses Zeichen der Freundschaft, aber Ihr Gold würde meine That beflecken! Erlauben Sie, daß ich es nicht annehme.“

Gerechtigkeitsgefühl.

Ein englisches Schiff, welches im Jahre 1752 nach der Küste von Guinea handelte, wurde genöthigt, seinen Wundarzt, Namens Murray dazulassen, weil er, wegen seiner schlechten Gesundheit, die See nicht ertragen konnte.

Während Murray hier in dem Hause eines Schwarzen von dieser Küste, die Wiederherstellung seiner Gesundheit erwartete, landete ein holländisches Schiff an der Küste, und schlug alle Schwarzen, die sich aus Neugierde an Bord desselben begeben hatten, in Fesseln. Mit diesem ungerechten Raube entfernte es sich schnell. Alle Schwarze, welche an dem Schicksale ihrer unglücklichen Brüder Theil nahmen, liefen, voll Erbitterung über eine so schändliche Verrätherei, zu dem Wirth des Murray, der sie an der Thür fragte, was sie

bei ihm wollten? — „Den weißen Mann wollen wir, riefen alle mit Ungestüm; er muß todt geschlagen werden; denn seine Brüder haben unsere Brüder schändlich entführt."

Der edelmüthige Wirth antwortete ihnen: die Europäer, die unsere Mitbrüder fortschleppten sind Unmenschen, schlagt sie todt, wenn ihr sie findet —; aber derjenige, der bei mir wohnet, ist ein guter Mensch — er ist mein Freund — mein Haus ist sein Kastell — ich bin sein Soldat und will ihn mit meinem Leben vertheidigen. Ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen todten Körper hinwegschreiten. O meine lieben Mitbrüder! welcher rechtschaffene Mensch würde wohl bei mir einkehren wollen, wenn ich es duldete, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen befleckt würde!

Diese Worte voll Nachdruck und Gefühl bewirkten was sie bewirken sollten. Sie besänftigten die Wuth der Schwarzen; diese gingen, beschämt über ihren Mordanschlag auf das Leben eines Unschuldigen, in ihre Wohnungen zurück, und kamen nach einigen Tagen selbst zu Murray, entschuldigten ihre Hitze mit allen Ausdrücken einer herzlichen Reue, und bedienten sich unter andern der Worte: „Sie schätzten sich glücklich, ein Verbrechen nicht begangen zu haben, welches ihnen ewige Gewissensbisse hätte verursachen müßen."

Dankbarkeit.

Rosenburg, ein Schiffer, war aus einem kleinen Dörfchen nahe bei Brandenburg an der Havel gebürtig. Er verlebte hier froh die Jahre der Kindheit und genoß den Unterricht des Dorfschulmeisters, der ein in seiner Art geschickter und dabei ein rechtschaffener Mann war; denn er meinte es mit seinen Schulkindern treu. Der kleine Rosenburg ging gern in die Schule; denn der freundliche Lehrer gefiel ihm.

Nach zurückgelegten Kinderjahren verließ Rosenburg sein Dörfchen, wurde ein tüchtiger Schiffarbeiter und endlich ein reicher Schiffherr. Nie erlosch die Liebe zu jenem Dörfchen und zu seinem ersten Lehrer in seiner Seele. Wenn er in die väterliche Gegend kam, so war es, als zöge etwas Geheimes ihn an und er mußte dann hin und Beide sehen.

Der Schulmeister war unterdessen alt geworden und genoß jetzt ein kleines Jahrgeld, von dem er sich kümmerlich nährte. Rosenburg erfuhr dieß und beschloß, diesem alten, ehrlichen Manne seine letzten Lebenstage etwas angenehmer zu machen. Er schickte daher an seinen Freund, den Kaufmann L. in Brandenburg, zwanzig Thaler, um sie seinem alten ehemaligen Lehrer zu überreichen, mit dem Versprechen, ihm alle Jahre so viel zu geben. Der Kauf-

mann fuhr nun mit seiner Familie hinaus zum alten Schulmeister und überreichte ihm das Geld.

Die blanken Thaler lachten
Den Alten freundlich an;
Wie süße Freude machten
Sie nicht dem guten Mann.

Ihm wurden heiß die Wangen
Und rascher floß das Blut
Und Freudenthränen drangen
Hervor mit hohem Muth.

Der Dankbarkeit Gefühle
Durchglühten seine Brust.
Der Greis so nah am Ziele,
Ward voller Jugendlust.

Wer unter Ihnen, junge Leser und Leserinnen dieses Buches, theilt nicht gern diese Freude mit dem guten Alten, der nun den Rest seines Lebens auch sorgenfreier genießen konnte, — und wen rührt nicht die edle Dankbarkeit des braven Schiffers? Welch ein nachahmungswürdiges Beispiel!

Folgen der Thierquälerei.

Zu Brünn in Mähren, lebte ein Kirchendiener, Ignaz Schwader, ein Mann von gesunder Constitution, und 55 Jahre alt. Dieser Mann pflegte sich oft mit seinen Haushahn zu necken, und ihn zum Kampfe zu reizen, so daß dieser an seinem Herrn hinauf sprang, und ihn manchmal empfindlich biß und zwickte, ohne daß jedoch je etwas Uebles daraus erfolgte.

Indeß entstand doch durch die wiederholten Ausfoderungen bei dem Hahn eine solche Abneigung gegen seinen Herrn, daß derselbe jedesmal, so oft sich dieser dem Hühnerhause näherte, auf ihn losging.

Dasselbe geschah auch am 10. Oktob. 1811 bei dem Angriffe des Hahns, der diesmal außerordentlich wüthend war. Schwader ward von dem Hahne, zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand, so gebissen, daß es etwas blutete. Der Beschädigte achtete dies nicht, und arbeitete an demselbeu Tage mehr als gewöhnlich. Allein noch an demselben Abend befiel ihn ein Fieberfrost mit Spannungen und Schmerzen am rechten Arme. Der Kirchendiener hielt den Frost für ein rheumatisches Uebel, und trank deshalb beim Schlafengehen einige Tassen Hollunderthee. Am Morgen war jedoch der Arm bis um die Achselhöhle geschwollen, roth, heiß und schmerzhaft. Man wandte mancherlei Mittel an, die aber nutzlos blieben. Schon am 20. Oktober zeigten sich an verschiedenen Punkten rothe Flecken mit Gefühllosigkeit, und am 21. bildete sich neben der Achselhöhle eine schwärzliche Geschwulst, der bald ähnliche an andern Stellen folgten, und Tags darauf starb der Kranke.

Man lernt aus dieser Geschichte, daß auch der Biß solcher Thiere, welche nicht unter die

giftigen gerechnet werden, dennoch dadurch, daß sie zum Zorne gereizt, eine giftartige Beschaffenheit annehmen und tödtlich werden könne. — Man hüte sich also, Thiere muthwillig zum Zorn zu reitzen, wie dieß nicht selten mit Hunden und Katzen geschieht, die man beim Fressen stört.

Der dankbare Lehrling.

Dem alten ehrwürdigen Schlossermeister Werner ging es gar schlecht. Da saß er mit seinem alten Mütterchen im engen schwarz geräucherten Stübchen und seufzte über vergangene und gegenwärtige Noth und Mangel. Es war nicht immer so gewesen. Einst in seinen jüngern Jahren, da noch drei fleißige Gesellen und ein Lehrling einen reichlichen Unterhalt verdienen halfen, da war Werner ein glücklicher angesehener Bürger. Jetzt saß er im engen Stübchen, alt und lebenssatt und vergessen. Unglücksfälle, die ihn trafen, ach, und das böse Borgen, hatten seinen Wohlstand nach und nach untergraben, und der Krieg ihn ganz zerstört. Eiserner Fleiß und beharrliche Thätigkeit hatten seine Augen so angegriffen, daß er nur dunkel noch sein altes fünfundsechzigjähriges Mütterchen erblickte.

Ihm, dem immer Thätigen, war dieser Umstand vorzüglich lastend. Nur wenige und grobe Arbeit — und er war einst ein sehr geschickter Arbeiter — gelang ihm noch; allein zu

dieser fehlten wieder die Kräfte. Indessen sang er doch sein: „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ mit Herzlichkeit und Ergebung und dabei quoll ihm manche stille Thräne aus den alten bald erblindeten Augen. Vorzüglich war der Mann ehrenwerth, weil er seine Lehrlinge neben dem, daß er sie zur Ordnung und Sittlichkeit mit Ernst anhielt, auch zur Thätigkeit gewöhnte. Knaben, die das nicht wollten, nannten ihn natürlich den bösen Meister und liefen ihm aus der Lehre. Wer aber bei ihm aushielt, der wurde ein geschickter, guter und fleißiger Mensch. Einer von ihnen, jetzt Meister, — die andern hatten ihr Glück in der Fremde gesucht, und gefunden — hätte seinen alten Lehrherrn gern unterstützt, allein eigne Noth machte das unmöglich.

Einst saß Werner im Dunkel des Abends im alten Lederstuhle, sein treues Mütterchen ihm gegenüber, da führte die Nachbarin einen Herrn herein, der sehr angelegentlich sich nach dem alten Schlossermeister Werner erkundigt, und sich endlich bis zu seinem Hinterstübchen hin gefragt hatte. Er wolle wohl mit ihm etwas Besonderes sprechen, doch bäte er um etwas Licht. Gern erfüllte das alte Mütterchen, neugierig erwartend, was das wohl seyn könne, den Wunsch des Fremden. Sie zündete eilend das Lämpchen an und kehrte zurück. Da saß auf

einem Schemel ein Herr, der sich mit dem alten Vater freundlich unterhielt und nach seinem Zustande fragte. Sie hörte ihren Mann sagen: Ach Herr, gern habe ich mein ganzes Leben hindurch gearbeitet, allein das Alter findet mich hilflos. Des Lichtes meiner Augen beraubt, fehlen mir die Kräfte nach und nach immer mehr, das trockne Brod zu verdienen. Eine Erquickung, die mir so noth thäte, kenne ich schon lange nicht mehr.

„Aber helfen euch denn nicht eure Kinder, eure beiden Töchter, euer Sohn?“ Ach du guter Gott! längst todt ist meine gute Marie und ihre freundliche Schwester; und mein Sohn, er lebt wohl nicht mehr, er ging auf die Wanderschaft und kehrte nicht wieder zurück. „Ist denn keiner eurer ehemaligen Lehrlinge und Freunde, der sich der Noth seines Lehrherrn und Mitmeisters erbarmte?“ Es wäre wohl, aber sie kämpfen jetzt mit eigner Noth, und Noth, mein Herr, verschließt die Herzen, und macht sie enger.

„Erinnert ihr euch wohl, mein lieber Meister, eines Knabens, der euch einst im letzten Jahre seiner Lehre entlief, weil er leider nichts taugte und sich nicht von euch zum Guten führen lassen wollte. Er sollte bald Gesell werden, da trieb ihn eine Züchtigung von euch in die große weite Welt?“ — Was wollt ich nicht,

meine alte Mutter war ihm ja so gut, und selbst meine Marie, sie bat so oft für ihn, wenn er gegen Ordnung und Sitte fehlte. Ja wohl erinnere ich mich noch seiner. Er war ein verwaister Knabe, den ich um Gottslohn aufnahm. Es war wohl Schade um ihn, denn außer seinem Leichtsinne war er ein guter und geschickter Knabe. Aber warum fragen Sie nach diesem Knaben.

„Guter, ehrwürdiger Meister, ich bin es selbst, ich war einst euer Lehrling Friedrich, mit dessen Wildheit ihr so viel Geduld trugt. Da, diese guten Mutterhände haben mir so manches Butterbrod gereicht. Ich bin es selbst, der sich eurer gerechten Züchtigung für einen sehr bösen Streich durch die Flucht entzog. Hier komme ich zu euch und will gut machen, was ich kann. Ihr nahmt mich einst als hilflose Waise auf, ich will eures hilflosen Alters pflegen, so viel ich kann. Da sey Gott für, daß mein alter guter Meister noch hungrig seinem Sterbebette zuschleiche. Nein, ihr sollt satt und noch froh wieder werden. Gott hat mich gesegnet. Ich wohne weit von hier und habe reichliches überflüssiges Brod. Eure guten Lehren, euer frommes Beispiel, eure Thätigkeit und selbst die Geschicklichkeit, zu der ich bei euch schon einen so guten Grund legte, haben mich glücklich gemacht. Noth und Elend brachten mich bald

zur Erkenntniß. Ich zog zu einem neuen Meister, bekannte ihm mein Unrecht, war fleißig und thätig und gut. Er gab mir seine Tochter zur Frau und hinterließ mir ein beträchtliches Erbe. Die Vorsehung führte mich in Geschäften in meine Vaterstadt, und ich danke es ihr mit gerührter Seele, sie ließ mich meinen guten alten Meister noch finden."

Das war eine festliche Freude; aber wie wurde sie erhöht, da der Fremde zehn Thaler aus seiner Börse zog, und sie der alten redseligen Mutter in die abgezehrten Hände drückte, und ihr sagte: Nenne sie, liebe Meisterin, mir ihren gegenwärtigen Beichtvater oder einen andern ehrenwerthen Mann, ich werde bei ihm die Einrichtung treffen, daß sie sich jeden Monat eine gleiche Summe von ihm abholen kann, außerdem gebe ich noch 30 Thaler zum Holze und zur Miethe, so lange sie und ihr redlicher Mann lebt. — Pflege sie meinen guten alten Meister. Auch soll ihr der Prediger eine Bibel mit klarer und großer Schrift kaufen, da lese sie dem alten Vater fleißig vor, damit er Trost in seiner Dunkelheit erhalte.

Innigst gerührt schieden diese edlen Menschen von einander, und der dankbare Lehrling hielt treulich sein Wort. — Der dortige Stadtprediger zahlte diesen guten Alten bis zu ihrem Tode jedesmal die Summe richtig aus.

Die guten Nachbarn.

In Mamerow, einem Mecklenburgischen Dorfe bei Güstrow, wohnten ein Schulmeister und ein Weber, Namens Tim, nahe bei einander. Beide waren arm und hatten viele Kinder. Sie hielten gute Nachbarschaft und waren vertraute Freunde. Wenn in dem einen Hause das Brod mangelte, dann gab der Andre her, so daß der Schulmeister oft sagte: Wenn ich meinen Nachbar Tim nicht hätte, so müßte ich mit Frau und Kinder oft hungrig zu Bette gehen, und so sprach auch wieder Weber Tim von seinem Nachbar, dem Schulmeister.

Diesem starb die Frau. Dies betrübte Tim und seine Frau nicht wenig. Der Schulmeister hatte ein Kind, das immer kränklich und dabei so gebrechlich war, daß es ohne Hilfe nicht gehen konnte. Es war allen eine große Last. Tims Frau nahm das Kind zu sich und pflegte es so, als ob es ihr eignes Kind wäre. Der Schulmeister weinte oft aus väterlicher Liebe Thränen der Dankbarkeit, wenn er bei Tim saß, drückte der guten Nachbarin die Hand und sagte: Vor Gottes Throne will ich ihr das gedenken, was sie an mir und meinem Kinde thut. — Ein unglücklicher Zufall stürzte auch bald hier auf den Schulmeister ins Grab. — Tim sorgte für die Beerdigung und bat sich von der Obrigkeit aus, die Kinder bis auf weitere Verfügung

zu ernähren. Bot sogar dem Amtmann — von seinem bischen Armuth — ein Geschenk an, um ihn zu bewegen, daß er ihm doch ja die Kinder des verstorbenen Schulmeisters lassen möchte, wenigstens doch das Gebrechliche. Der Amtmann, ein edler Mann, wurde innigst gerührt über diese Großmuth und Seelenerhabenheit eines armen Mannes, drückte ihm die Hand, gewährte nicht nur seine Bitte das gebrechliche Kind zu behalten, sondern gab ihm das dargebotene Geschenk, nebst etwas Geld zur Erhaltung des Kindes mit den Worten zurück: seyd getrost, wenn ihr ferner Nahrung braucht, so kommet zu mir. Das war ein Nachbar wie sie alle seyn sollten!

Der dankbare Jude.

Nicht immer findet der Arbeiter im Vaterlande hinlängliche Arbeit und Beschäftigung, aber der Fleißige ermüdet dennoch nicht, seinen Unterhalt zu suchen, und er findet ihn meistens. So wandern alljährlich im Sommer ganze Karavanen von Menschen aus Westphalen und andern Gegenden Deutschlands nach Holland, suchen und finden dort Beschäftigung, kehren dann mit dem sauer und mühselig Erworbenen im Winter zu ihren Familien zurück.

Einst scheiterte ein Schiff, das voll solcher thätigen Menschen war. Die Meisten von ih-

nen wurden ein Raub des Todes. Nur vieren gelang es, sich auf den Trümmern und durch Schwimmen zu retten. Unter diesen Letztern war auch ein armer Taglöhner. Er hatte den Mast ergriffen und unterstützte sich mit demselben, wenn die Kraft im Schwimmen nachließ. Ein armer zerlumpter Jude hatte sich ebenfalls auf diesem Schiff befunden. Er bat den Taglöhner rührend und herzlich um die Erlaubniß, sich an dem Fuße desselben anhalten zu dürfen, weil er sonst ohne Rettung untersinken müße. In Gottes Namen, sagte der edle Taglöhner, hängt euch an, wenn ich euch nicht mehr halten kann, so ertrinken wir Beide.

Mit jedem Augenblick stieg die Noth höher, schon ließen die Kräfte des armen Taglöhners nach, dennoch arbeitete er dem Tode mit Muth entgegen, und vergaß nicht seines Schützlings. Selbst da, als ihm die Kraft beinahe schon ganz fehlte, ergriff er den Ermatteten und hielt ihn, beinahe selbst sinkend, über dem Wasser. In dieser Lebensnoth sandte Gott Rettung. Es erschien ein Schiff und menschlich rettete das Schiffsvolk sie Beide.

Daß der Jude aus voller Seele dankte, glaubt gewiß Jeder. Beim Scheiden schrieb sich der Jude des Taglöhners Namen, Wohnort, Verwandte und Herrschaft auf, dankte ihm noch einmal herzlich und schied mit den Wor-

ten: Leider habe ich jetzt nichts, aber Gott wird meinen Fleiß segnen, und wenn er es thut, dann werde ich gewiß nicht vergessen, was ich meinem Retter schuldig bin. Reiset in Gottes Namen, sagte der arme Taglöhner, dankt mir nicht, sondern Gott, daß er mir Kraft genug gab, euch und mich über dem Wasser halten zu können. Geht, armer Mann. Ich that was ich als Mensch thun mußte, mir seyd ihr nichts schuldig. — Es verflossen zwei Jahre. Der Taglöhner dachte nicht mehr des Juden, da erschien im strengen Winter 1788 aus Frankfurt am Mayn ein Paket an den Amtmann des Dorfes mit einem Brief folgenden Inhalts:

„Sie sind ein edler Mann, so fand Sie ein Reisender meiner Nation, der vor einigen Wochen zufällig des Weges reisete, und den ich mit Aufträgen beschwerte. Sie werden also gewiß gern und willig sich einem Geschäfte geben, wozu mich die Dankbarkeit um so mehr verpflichtet, da ich jetzt erst etwas mehr als mündlich danken kann. Ich befand mich vor zwei Jahren mit einem Taglöhner ihres Dorfes auf einem Schiffe nach Holland, das durch die Trunkenheit des Schiffers scheiterte. Er selbst mit dem Tode kämpfend, erlaubte dem in Lumpen gehüllten Juden, sich an seinen Fuß zu hängen, und rettete ihm das Leben. Ich bin

dieser Jude. Lange habe ich mit Noth aller Art gekämpft. Mein sehnlichster Wunsch war immer, diesem edlen und armen Menschen seine Menschenliebe vergelten zu können. Täglich flehte ich zu Gott, wenn ich ihm unsere Rettung dankte: mache mich, du Gott meiner Väter, so glücklich, diesem guten Menschen nur in etwas seine Güte vergelten zu können. Endlich hat mich Gott, vielleicht um dieses heißen Wunsches willen, etwas gesegnet. Ich eile also schon in diesem harten Winter einen Theil meiner Pflicht zu erfüllen, und sende in dem Pakete einige Stücken Leinwand und Tuch, damit er sich, sein Weib und Kinder kleiden möge, und zugleich überschicke ich 20 Stück Dukaten, um ihm dieselben nach Bedürfniß einzuhändigen, damit meine Dankbarkeit nicht sein Verderben werde. Gewiß wird er das Geld in dieser harten Winternoth bedürfen. Ich brauche einen so edlen Mann, wie mein Freund Sie schildert, wohl nicht um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie mit diesem Auftrage belästige. Segnet mich Gott, erwerbe ich auch nur meinen nothdürftigsten Unterhalt, so werde ich gewiß auch in der Zukunft mich meines Retters erinnern." ꝛc.

Der Amtmann ließ den Taglöhner holen. Dieser erschrocken, glaubte, daß der seit zwei

Jahren schuldige Grundzins die Ursach dieses Gebots sey, und ging voller Schmerz zu dem Amtmann. Wohl, sagte der Amtmann, hört, Martin Gohl, wie steht es mit dem Grundzins? Werdet ihr denn nicht endlich eure Schuldigkeit erfüllen, oder soll ich mit Gewalt harte Maasregeln gegen euch gebrauchen? Ach lieber Gott, Herr Amtmann, schon seit acht Wochen bin ich am Fieber krank, kann nichts verdienen, und die armen Kinder, sie sind so klein, wollen essen, sie weinen, und wenn ich auch einige Groschen ersparte, lieber Gott wie soll ich es machen, wenn sie hungern. Haben Sie Mitleiden mit mir. Er weinte.

O es ist wohl sehr rührend, einen kranken Vater mit sechs unerzogenen Kindern weinen zu sehen. Auch der fühlende Amtmann, auch er weinte, und war froh, daß der Taglöhner, zu sehr mit seinem Schmerz beschäftigt, nicht sah, daß auch er weine. — Nun seyd nur still, wir wollen schon sehen.

Erinnert ihr euch nicht, Martin Gohl, eines Juden, dem ihr vor zwei Jahren das Leben rettetet? — Eines Juden? nein! — Als ihr mit dem Markschiffe strandetet und euch am Mastbaume hieltet, euch ein Jude bat, sich an euren Fuß anklammern zu dürfen? — Ach lieber Gott! Ja, ja, jetzt besinne ich mich. Ja der arme Mann war wohl recht froh, sein bis=

chen Leben erhalten zu haben. Er hatte wohl noch nie das Fieber gehabt, und war wohl nicht Vater von sechs unerzogenen Kindern! Ja da rettete uns Gott sehr wunderbar. — Versprach er euch denn nicht eine Belohnung? — Ja lieber Gott, er hatte wohl selbst nichts, denn er war sehr abgerissen, er schrieb sich meinen Namen zwar auf, um sich nach mir zu erkundigen. Vielleicht ist er auch schon todt. —

Hört, Martin Gohl, er lebt und ist ein redlicher Mann. Da sendet er euch zu nothwendigen Kleidungsstücken Tuch und Leinwand, und läßt euch grüßen. Dem armen Martin flossen häufiger die Thränen. Gott segne ihn, ach wie wird sich mein Weib und meine Kinder freuen, wie Noth thut mir ein Sonntagsrock, da ich vergangenen Winter den meinigen aus Mangel verkaufen mußte. Gott vergelt es ihm! Nun sage mir Einer mehr daß alle Juden Schelme sind. —

Das sind sie gewiß nicht, sagte der gerührte Amtmann. Wahrlich es gibt edle und redliche Juden. Kennst du nicht den Spruch: Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ist ihm angenehm. Sieh, ehrlicher Martin, der Jude hat wohl mehr noch gethan, er sendet dir auch Geld, sieh, diese blanken Goldstücke, 20 an der Zahl, sendet er dir, und diesen Brief dazu.

Martin sagte nichts, er sah den Amtmann starr an, dann das Gold, und wieder den Amtmann. Die stumme Szene war wohl sehr rührend. Endlich rief Martin laut nnd man hörte, daß es vom Herzen kam: Nein Gott, das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Beine. O Gott segne ihn und mache alle Juden selig. Du guter Martin, sagte der Amtmann, der nun seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, das ist Jeder schon hier auf Erden, der so handelt wie der, welcher sich an deinem Fuße hielt.

Und nun ermahnte ihn der Amtmann, das Geld gut anzuwenden, und sich, nachdem er eine Kuh und Futter für dieselbe gekauft, das Uebrige von ihm aufheben zu lassen. Martin ließ von dem Schreiber des Amtmanns einen Brief an den Juden schreiben, den er ihm diktirte und der wohl nicht künstlich, aber desto herzlicher war. Und alle Jahre sandte der dankbare Israelit seinem Retter bald Zeuge zu Kleider, bald einige Goldstücke.

Das Treibjagen.

Der junge Graf von M.. kehrte mit sehr bedeutenden Kentnissen bereichert von seiner Reise zurück, da sein Vater ihn sehnsuchtsvoll erwartete, um noch den letzten Lebensrest in seiner Gesellschaft zu verleben. Froh und gern

übertrug der alte Mann diesem edlen Sohne die Verwaltung seiner weitläufigen Besitzungen; er gab sie in die Hände eines Menschenfreundes.

Bei den Gütern war eine sehr beträchtliche Jagd, die jetzt noch bedeutender geworden, da sie die letzten Jahre her sehr geschont war, weil der Vater seinem Sohne, bei dessen Zurückkunft, die Freuden einer reichen geschonten Jagd zu bereiten wünschte. Der Vater hatte sich indessen in dieser Hinsicht getäuscht; dem Sohn machte die Jagd kein Vergnügen. Oft sprach zwar der Vater von dem frohen Jubel derselben; der Sohn saß dann still und in sich geschlossen; wenn aber von dem Unglück, von der Krankheit, von dem Elende eines seiner Unterthanen die Rede war, dann glühte das Auge des jungen M., und mit reger Thätigkeit ruhte er nicht eher, bis er das Leiden gemildert, das Elend entfernt hatte. „Du bist zu gut, vergibst Deine Rechte, man wird dir mit Undank vergelten," sagte der alte Vater dann, dem sonst wohl auch das Auge geleuchtet hatte. Guter Vater, wie sollte mich das abhalten können und dürfen. Nicht des Danks wegen thue ich meine Pflicht, sondern weil sie mir Pflicht und Bedürfniß ist, weil ich in dieser Handlungsart Beruhigung und Vergnügen empfinde. „Du bist ein edler Mensch, mag dich Gott segnen; wie sehr vergiltst du mir meine sorgfältige Er=

ziehung," das war dann alles, was der gerührte Vater dem Sohne antworten konnte.

Auf einem Feste, das der zurückgekehrte Graf den benachbarten Edelleuten dem Herkommen gemäß bei der Uebernahme der Güter geben mußte und das sich denn natürlich auf mehrere Tage erstreckte, wünschten diese ein Treibjagen, und versprachen sich bei der so geschonten Jagd tausend Vergnügen. Hier galt nun freilich kein Widerstreben, hier galt die Antwort nicht, die der junge Graf noch vor wenig Wochen seinem Vater ertheilte: die Jagd sollte der, der etwas Nützliches zu thun hat, den Jägern überlassen, diese möchten dann ihrer Pflicht gemäß das übrige Wild wegschießen, es würde sonst Schaden stiften, aber der Gutsherr, der es mit seinen Unterthanen gut meinte, hätte wohl nützlichere Beschäftigung. Es wurde also zum folgenden Morgen die Jagd verabredet.

Noch vor Tage eilten die aufgeforderten Unterthanen an die ihnen von den Jägern angewiesenen Plätze und fiengen die Gebüsche zu durchklopfen an. Das Schießen begann. Groß war die Lust der Jäger, denn die Jagd war sehr ergiebig. Ein Schuß folgte dem andern. Hier rollte ein Hirsch vom Felsen, dort wälzte sich ein Eber in seinem rauchenden Blute, hier lag ein schlauer Fuchs, aber nicht schlau genug,

der schnellen Vernichtung zu entgehen, dort färbte ein Haase das Moos mit seinem Schweisse. Wenig theilnehmend stand der Graf bei der allgemeinen wilden Freude; für ihn war sie keine Freude.

Ein nicht weit von ihm entfernter leidenschaftlicher Jäger sah in einem benachbarten Busche Bewegung und hörte ein Geräusch. „Holla, Graf, sie haben geladen, halten sie hin!“ Der Graf, um nicht Sonderling zu scheinen, schoß hin und traf — — einen von den unglücklichen Zutreibern, den Vater von vier unerzogenen kleinen Kindern, der im Eifer, seine Pflicht wahrzunehmen, den andern zuvorgekommen war. Ach mein Weib, meine kleinen Kinder! schrie der Unglückliche. Der Graf warf die Büchse weit von sich und lief in's Gebüsch, dem armen Verwundeten beizustehen; umsonst, die Brust war vom tödtenden Blei der Kugelbüchse zerschmettert. Armer, armer Mann! das war alles, was der edle Mörder sagen konnte, o könnten dich meine Thränen in's Leben zurückrufen! Die beiden ältesten Kinder des Getroffenen, die sich ebenfalls unter den Zutreibenden befanden, liefen schreiend herbei, stürzten sich auf die Leiche ihres Vaters und jammerten.

Die Jagd wurde geendet. „Es sey dies ein Zufall, der sich indessen mit einer kleinen

Versorgung der Mutter und der Kinder leicht abthun ließe, das Volk mache ein groß Geschrei, um desto mehr Mitleid zu erregen,“ das war das Urtheil des wilden Jägers. „Wenn der Graf nur erst im Schießen recht eingeübt ist, dann wird sich das finden, meinten Andre, welche glaubten, der Schuß sey nur fehlgegangen. — Und können sie wirklich nach diesem unglücklichen Vorfalle, der mich wider Willen zum unwillkührlichen Mörder macht, glauben, daß hier, so lange ich lebe, in diesen Revieren jemals ein Treibjagen wieder gehalten werden wird? Nein, gewiß nie! Ich entbinde hier feierlich meine Unterthanen durchaus von der Pflicht, mir beim Jagen zu helfen. Möge mein Jäger mir das nöthige Wild besorgen; nie, nie ergreife ich wieder das Gewehr. Ich habe viel gut zu machen. Kommt Kinder, ich will euer Vater seyn, denn ich kann euch den eurigen nicht wieder zurückgeben. Viele vom Jagdgefolge nannten das Empfindelei und erlaubten sich sogar bittere Bemerkungen, allein der Graf lächelte und half selbst die Leiche des armen Taglöhners auf den Wagen heben, und so kehrte er langsam und trauernd zum alten Grafen zurück.

Aber am folgenden Sonntag mußte der Prediger es allgemein bekannt machen, daß fortan kein Treibjagen mehr gehalten werden

würde, daß die Herrschaft die Unterthanen von der Pflicht der Zutreibung völlig und auf ewige Zeiten entbinde und daß, damit die Thiere sich nicht zum Schaden der Unterthanen zu stark vermehren möchten, noch einige Jäger angestellt, und das Schußgeld derselben erhöht werden sollte.

Gerechtigkeitspflege.

Der Schottländer Thomas Mac Gill in seiner Beschreibung einer Reise durch die Türkei in den Jahren 1803 — 1806 erzählt eine Geschichte von ächt orientalischer Gerechtigkeitspflege. Der Faktor eines Baumwollenhändlers wurde unfern dem Städtchen Akhessar in Anadoli von Müdigkeit und Schlaf überwältiget. Er war zu Pferde und hatte hinter sich im Mantelsack eine beträchtliche Summe, die er für seinen Herrn einkassirt hatte. Er glaubte sich auf dem Felde allein und der Schatten eines Baumes war für den Ermüdeten so einladend, daß er der Gefahr vergaß, welcher er sich aussetzte. Er stieg vom Pferde und band es an denselben Baum, unter dessen Zweigen er ruhen wollte.

Nachdem er lange geschlafen und nun endlich erwachte, war das Pferd und die kostbare Bürde, die es trug, verschwunden. Jammernd und wehklagend beweinte der unkluge Kaufmanns-

gehülfe seinen Verlurst, bejammerte ihn um so mehr, da in der Nähe seines Ruheorts wenig hundert Schritte davon ein türkisches Wachthaus stand, wo er sicher hätte ruhen können, das er aber schlaftrunken und ermüdet, wie er war, nicht gesehen hatte. Seine Klage half ihm indessen nichts, vielmehr zog sie ihm Vorwürfe seiner Unklugheit von allen Seiten zu. Zufällig hörte er, daß der Pascha der Provinz Karosman Oglu in der Nähe von Akhessar sich befände. Er eilte zu ihm und beklagte sich wegen des an ihm verübten Diebstahls. Still hörte dieser die Klage, dann aber wurde er erzürnt und sagte: „Du bist ein Unvorsichtiger und doppelt strafbar, da das Pferd und was es trug nicht dein Eigenthum, sondern das deines Herrn war, du hättest die Neigung zum Schlaf überwinden sollen. Wie kannst du auf freiem Felde in der Nähe der Stadt und der Landstraße zu derselben dich sicher wähnen. Dir geschah Recht. Warum rittest du nicht noch einige hundert Schritte zu dem zur Sicherheit der Reisenden bestimmten Wachthause? Trage nun die Strafe deiner Thorheit: Wie kann ein vernünftiger Mann so unverständig handeln?“ Ihm entgegnete der kluge und gewandte Kaufmann: Was unter jenen Umständen ein Verbrechen gewesen seyn würde, war hier nur Irrthum. Ich schlief unter freiem Himmel, weil ich keine Furcht kannte, denn ich befand

mich in einer Provinz, die Karosman Oglu regiert. Er ist, dachte ich, wie die Sonne, sie erblickt alles auf dem weiten Erdkreis, so behütet das Auge Karosman Oglu's alle seine Untergebenen. Diese kluge Rede wirkte. „Wieder erhalten sollst du dein Geraubtes, oder ich ersetze es dir aus meinem Schatze. Nie soll ein Muselmann sagen, er habe auf mich gebaut und sey hintergangen. Lege dich heut Abend wieder unter den nämlichen Baum im Felde und schlafe ruhig, am Morgen sollst du dein Pferd und seine reiche Bürde zu deinen Füßen finden.

Der reisende Kaufmannsgehülfe verfügte sich am Abend unter den Baum. Zwar wollte er heimlich wachen und sich schlafend stellen, um zu erfahren, was vorgehen würde, allein die Angst, die er erduldet, und die Erschöpfung seiner Kräfte machten es ihm unmöglich, er schlief. Und als er am Morgen erwachte, da stand zu seinen Füßen sein Roß. Es war mit seiner Bürde belastet, über ihm an einem Zweige des Baumes hieng ein todter Körper. Ein Mann übergab ihm das Pferd mit den Worten: So belohnt Karosman Oglu das Vertrauen auf sich. Sey aber in Zukunft vorsichtiger, denn du bist die Schuld, daß ein Muselmann, der bis dahin unbescholten lebte, durch die Leichtigkeit des Raubes verführt, sich allein und sicher

wähnend, ein Räuber wurde. Seine Kinder weinen jetzt über dich, daß du ihnen den Vater nahmst.“ Dankbar erhob sich der Erwachte von seinem Lager, er warf sich zu den Füßen des Mannes, es war Karosman Oglu selbst, er dankte, aber er dankte nicht mit Worten allein. Das, was von dem Gelde sein Eigenthum war, das nahm er aus der Bürde seines Pferdes und legte es zu den Füßen seines Wohlthäters. Es gehöre den weinenden Waisen, die es durch meine Unvorsichtigkeit wurden. Kann mein Fleiß doch mehr erwerben. „Du bist ein guter Mensch, Allah segne dich!“ Mit diesen Worten verließ Karosman den dankbaren Kaufmannsgehülfen.

Die Macht des bösen Gewissens.

Ein Juwelier von großem Vermögen in Holland mußte, seiner Geschäfte wegen, eine Reise unternehmen, und nahm seinen Bedienten mit. Er hatte einige seiner herrlichsten Juwelen und eine starke Summe Geldes bei sich. Das wußte der Bediente, und seine Geldgierde verleitete ihn zu der schrecklichsten Handlung. Er sah sich eine Gelegenheit ab, als sein Herr unterwegs vom Pferde steigen mußte, nahm eine Pistole aus dessen Sattel, und erschoß ihn auf der Stelle. Darauf nahm er ihm seine Juwelen und sein Geld ab, hängte ihm

einen schweren Stein um den Hals, und warf ihn in den nächsten Canal. Mit seinem Raube begab er sich in eine kleine Stadt in England, wo er glaubte, daß weder er noch sein Herr bekannt sey.

Hier fieng er zuerst einen ganz kleinen Handel an, damit er kein Aufsehen machen möchte. Mit der Zeit schien er auf eine natürliche Art zu Vermögen und dadurch auch zu Ansehen zu gelangen, so daß sein gutes Glück sowohl die Wirkung, als auch der Lohn seiner Emsigkeit und Tugend zu seyn schien. Er nahm von beiden das äusserliche Ansehen so sehr an, daß er guten Credit erlangte, und in eine gute Familie heurathete. Da er nun nach und nach seine verborgenen Schätze, so wie es die Gelegenheit gab, an den Tag brachte, auch gegen Jedermann gefällig und freundschäftlich war; so bekam er in der Folge Antheil an der Stadtregierung und wurde selbst Bürgermeister. In allen diesen Aemtern erlangte er einen guten Namen, und verwaltete sie mit Beifall, bis zu dem Tage, da er einstmals mit seinen Amtsgenossen zu Gericht saß, und ein Missethäter vor ihnen erschien, der angeklagt war, seinen Herrn ermordet zu haben. Die Zeugen wurden abgehört; die zwölf Geschwornen gaben ihr Urtheil, daß er schuldig sey; und die ganze Versammlung wartete mit Ungeduld, daß er als Ober=

richter den Ausspruch thun sollte. Aber was geschah? Die Macht des bösen Gewissens war nicht zu überwältigen; er litt die schrecklichste Qual, änderte die Gesichtsfarbe, und zitterte mehr, als der Missethäter selbst. Man erstaunte, und vermuthete eine plötzliche Krankheit; aber man traute seinen Augen kaum, als er jetzt von seinem Sitze aufsprang, sich vor die Schranken dem Mörder zur Seite stellte, und mit folgenden Worten an die Richter wandte. „Geschworne! ihr seht heute ein Beispiel von der gerechten Strafe des Allmächtigen. Dieser Tag stellt euch nach einer Verhehlung von 30 Jahren, einen größern Verbrecher vor, als dieser Angeklagte ist.“ Und nun fieng er eine vollständige Erzählung seines Mordes an, und bekannte dabei alle Umstände, die seine Greuelthat noch vergrößerten, indem sein Herr ihn aus dem Staube erhoben, erzogen und das größte Vertrauen auf ihn gesetzt habe. Er erklärte, wie er sich bisher der gerechten Strafe entzogen, und seine Schuld vor aller Welt verborgen habe. „Aber jetzt, fuhr er fort, war meine Stunde gekommen. Ich konnte nicht mehr aushalten unter den Menschen; eine Höllenangst überfiel mich, und mein Gewissen war meine Folter. Der ewige Rächer aller Schandthaten will nicht, das ich länger ungestraft bleibe. Sprecht mein Urtheil; ich habe den Tod verdient!“

Der Unglückliche wurde ins Gefängniß gesetzt; es wurden die Beweise seiner Selbstanklage durch schriftliche Zeugnisse aus Holland bestättigt, und der Verbrecher enthauptet.

Feines Gefühl.

Ein bedeutender Mann in Frankreich ließ sich vor mehrern Jahren auf einem Kahne über die Seine zwischen dem Invalidenhause und dem Pont-Royal in Paris übersetzen. Der Kahnführer bat um die Erlaubniß, eine arme aber reinlich gekleidete Frau mit hinübernehmen zu dürfen.

Die Erlaubniß wurde ihm nun nicht allein zugestanden, sondern der große Herr ergriff diese Gelegenheit, sich mit ihr zu unterhalten. Seine erste Frage: ob sie verheirathet sey? wurde mit einem freudigen Ja beantwortet, und „womit beschäftigt sich ihr Mann?“ — Er arbeitete auf dem Flusse dort an der Brücke. — „Sie wohnt doch nicht hier in diesem theuern Reviere? — Nein wohl nicht; wir wohnen in Gros-Caillou und ich gehe jetzt nach der Barriere du Roule, um Brod zu kaufen. — „Da hat sie einen weiten Weg zu machen; giebt es denn nicht Brod in Gros-Caillou?“ — Um Vergebung! — „Es ist also au Rouile besser?“ — Dieß auch nicht, mein Herr. — „Nun dann, was kann sie denn für

Ursache haben, wöchentlich mehrere Male einen so weiten Weg zu machen?“ — Mein Herr, man ist erkenntlich, wie man kann! Ehe mein Mann zu seinem jetzigen Verdienste kam, waren wir im Elend. Der Bäcker, der jetzt au Roule wohnt, wohnte damals au Gros-Couillou, er war so gut und gab uns Brod auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, wir sind in bessere Umstände gekommen, nun kaufe ich jetzt mein Brod bei unserm alten Nachbar, um ihm für das zu danken, das er mir so lange Zeit auf Borg gegeben hat.

Das Schöne an dieser Geschichte ist, daß sie nicht irgend ein empfindelndes Hirn ausbrütete, sondern die reine Wahrheit einer Thatsache enthält.

Der treue Hund.

Im Jahr 1803 machte der Kaufmann Lambert, ein Mann von 60 Jahren aus Gonnore, einem Marktflecken unweit der französischen Stadt Chalonne, zu Pferd eine Reise in Handelsgeschäften und wollte zunächst nach Chaudefond. Vor ihm her gingen noch zwei, mit Waaren beladene, Pferde, und sein Hund, ein großer Bullenbeißer, welcher in den Stationen gewöhnlich als Wächter bei den Pferden und Waaren bleiben mußte, begleitete ihn.

Jetzt führte der Weg an einem Fußsteige hin, welchen auf der einen Seite eine Anhöhe, auf der andern der kleine Fluß Layon einschloß. Dieser Fluß war eben ausgetreten und hatte den Fußsteig eine Strecke hin überschwemmt. Die beiden Packpferde legten den Weg glücklich zurück; das Reitpferd aber welches einen Fehltritt that, stürzte mit seinem Reiter, dem Kaufmanne in den Fluß. Kaum war dieß geschehen, so sprang der Hund seinem Herrn nach, packte ihn bei dem Gürtel, welchen er um den Leib hatte, zog ihn nach dem Ufer hin und würde ihn auf diese Art gerettet haben, wenn der Gürtel fester gewesen wäre. Allein zum Unglück riß dieser und der Hund behielt nur ein Stück davon zwischen den Zähnen. Dieses legte er sorgfältig am Ufer des Flusses nieder und sprang nun von neuem zur Rettung seines Herrn ins Wasser. Aber zu spät! Die Fluth hatte in dem Augenblick, wo der Gürtel gerissen war, Mann und Pferd mit fortgerissen. Mitten in der Angst über den Verlust seines Herrn, war dennoch der treue Hund, als er die beiden Packpferde ohne Führer ihren Weg fortsetzen sahe, seiner weitern Pflicht eingedenk. Er eilte ihnen nach und fuhr, um sie zum Stehen zu bringen, so heftig auf sie los, daß das eine stolperte und dergestalt zur Erde stürzte, daß es sich mit seinem schweren Gepäcke nicht wieder aufhelfen konnte. Der Hund, gleich als ob ihn die Uebertreibung

seines Pflichteifers gereue, fieng nun ein kläg- liches Geheul an, lief unruhig hin und her, sprang mehrere Male mit freundlichem Bellen auf das gestürzte Pferd zu, versuchte sogar, es bei der Mähne emporzuziehen und lief, da ihm dieß nicht gelingen wollte, in unbeschreiblicher Angst und mit lautem Geheule wechselweise von den Pferden ans Ufer des Flusses und von da wieder zu den Pferden.

Ein junger Mensch, welcher ebenfalls auch nach Chaudefond wollte, war in einiger Entfernung hinter dem Kaufmanne hergegangen und von allem, was sich hier ereignete, Augenzeuge gewesen. Jetzt wollte er näher hinzugehen, um dem gestürzten Pferde wieder aufzuhelfen.

Sobald der Hund, welcher gewöhnt war, keine Unbekannten an das Pferd zu lassen, dieß merkte, trieb er ihn mit Gewalt zurück und nöthigte ihn, einen ziemlich großen Umweg zu nehmen. Der junge Mensch erzählte hierauf in Chaudefond, wo der Kaufmann Lambert schon seit vielen Jahren bekannt war, was er gesehen hatte. Man schien ihm nicht glauben zu wollen. Lambert's Freunde eilten endlich an den bezeichneten Ort, um sich von der Wahrheit der Erzählung dieses jungen Menschen zu überzeugen. Kaum erblickte der Hund aus der Ferne die, ihm wohlbekannten, Freunde seines Herrn so lief er ihnen mit lautem Geheul ent-

gegen, führte sie zu der unglücklichen Stelle und zeigte ihnen das abgerissene Stück von dem Gürtel. Die Freunde konnten nun nicht länger an dem unglücklichen Schicksale des Kaufmanns zweifeln. Man nahm nun die beiden Pferde, von denen das Eine immer noch unter seiner Last lag mit nach Chaudefond. Der Hund schlich winselnd hinter der Gesellschaft her, lief aber noch denselben Abend, die Nacht hindurch und am folgenden Tage mehrmals hinaus nach dem Ufer der Layon, bis die Söhne des verunglückten Kaufmanns ankamen und das treue Thier mit sich nach Hause nahmen.

Die Söhne setzten des Vaters Handlung fort, und man versichert, daß der Hund, wenn er seine neuen Herren auf ihren Handlungsreisen wieder begleitete, jedesmal stehen blieb und laut heulte, so oft er an den Ort kam, wo er seinen alten Herrn verloren hatte.

Der äußere Schein trügt.

Ein alter Unterofficier der eine zahlreiche Familie hatte, lebte, ungeachtet seiner großen Sparsamkeit, und allen Fleißes seiner Frau und Kinder, viele Jahre lang in den dürftigsten Umständen. Er hatte stets mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Oft fehlte es in der Haushaltung an trocknem Brode. Alle Mühe die er sich gab, seine Umstände etwas zu verbessern,

waren kaum hinreichend, ihn und die Seinigen vom Hungertode zu sichern. Seit einem Jahre war einer seiner Kammeraden, der sich mit ihm ehemals in gleicher Lage befunden hatte, in der Residenz zu einer Visitatorsstelle gelangt, die, wie er ihm meldete, ziemlich einträglich war, daß er und seine Familie ein sehr bequemes Leben führen konnte. Einst schrieb er, daß vor kurzem ein neuer Posten, wie der seinige offen geworden, und daß ihn sein Freund vielleicht erhalten würde, wenn er sich persönlich bei den Behörden in der Residenz einfinden könnte. Der Unterofficier machte sich flugs auf den Weg und suchte seinen alten Kammeraden auf, der ihn aufs freundlichste aufnahm, und Nachmittags in einen öffentlichen Garten führte, um ihn dort mit einem Trunke Bier zu traktiren. Sie erblickten einen Tisch, an welchem sich nur ein einziger Gast von geringem Ansehen befand. Hier beschlossen sie Platz zu nehmen. Da sie den Fremden höchstens für einen geringen Handwerksmann hielten, so thaten sich beide im Gespräche nicht den geringsten Zwang an. Der Visitator unterrichtete seinen Freund ziemlich weitläufig was er zu thun habe, und an wenn er sich vorzüglich zu wenden habe? „Hast du schon um deinen Abschied angehalten? fragte er ihn.“ Der Unterofficier verneinte es. „Nun fuhr jener fort, das mußt du auch jetzt durchaus nicht thun, wenn du dich nicht zwischen zwei Stühle

setzen willst, — sieh, sie lassen dich wahrhaftig mit 24 Thaler Pension laufen, und bekümmern sich nicht weiter um dich, wenn sie deiner einmal los sind. Hast du den Dienst in Händen, dann ist es jede Stunde noch Zeit dazu.“ Hierauf erzählte er ihm, wie hoch sich seine eigene jährliche Einnahme belaufe, und bemerkte, daß man freilich dabei schlau seyn und zur rechten Zeit ein Auge zudrücken müsse. Er meinte, daß es gar arge Hechte im Acciscollegium gäbe, die wenn sie etwas ungebührliches erführen, sogleich mit fortschicken da wären. Der Unterofficier brach nun in folgende Worte aus: „Ja, Bruder, ich wäre ein sehr glücklicher Mann, wenn ich den Dienst erhielte. Jetzt kann ich meine Kinder nicht einmal in die Schule schicken, und am Ende bleibt ihnen, wie ihrem Vater nichts, als der elementische Soldatenstand übrig. Ich befände mich weit besser als du, wen ich deine Stelle hätte. Ich bin eben so wenig ein Trinker und Spieler wie du, und und nun mußt du wissen, daß meine Frau perfekt schneidert, sie macht die schönsten Frauenkleider in der ganzen Stadt, aber es ist leider nichts zu verdienen. Hier sollte sie wohl Kundschaft finden. Meine Jungens, die mir aufs Wort folgen, müßten Professionen lernen und die Mädchen, welche jetzt fleißig spinnen, müßten Nähen, Stricken und alles lernen, was sie einmal brauchen können. Zum Schnei-

dern würde sie die Mutter schon anhalten. Bei alle dem würde dennoch ein Nothpfennig übrig bleiben.

Da der Fremde auf alles gar nicht zu hören schien, so rückte ihm der Unterofficier näher, und schlug ihn vertraulich mit den Worten auf die Achsel: „Ja, ja, mein lieber Freund, ich sehe wohl, daß Sie ein Schneidermeister von hier sind, aber ich sage es gerade heraus, daß meine Frau auch schneidert, und wenn sie zehnmal hier aufgehoben werden sollte. — Von mir hat sie gewiß gar nichts zu fürchten, erwiederte der hagere spitzige Mann lächelnd, — da ich blos Mannsarbeit mache und mich mit Frauenkleidern gar nicht abgebe.

Da der Kriegsmann durch die heitern Aussichten, die sich ihm eröffnet hatten, sehr gesprächig geworden war, so betrug er sich gegen den vermeinten Schneidermeister ziemlich frei, und erlaubte sich sogar einige Späßchen, die auf sein Metier Bezug hatten, ohne daß dieser sie übel aufzunehmen schien. „Der Visitator brach das Gespräch ab, um wieder auf die Hauptsache zu kommen. — Morgen, — redete er seinen Freund an, — mußt du zuerst zu dem geheimen Accisrath B. gehen. Gegen die kleinen Herrn, bei denen du dich zu melden hast, mußt so höflich als möglich seyn. Bei einigen wirst du spendiren müssen; da du das jetzt nicht

kannst, so mußt du sie auf deinen Dienst vertrösten, hinterdrein aber Wort halten, mache aber nicht etwa den dummen Streich, etwas von reeller Erkenntlichkeit bei dem geheimen Rath merken zu lassen, denn das ist ein Mann — rein wie Gold — der würde dich auf der Stelle fortjagen, wenn du ihm etwas von Geben merken ließest.

Hier hatte das Gespräch ein Ende. Der Fremde stand auf und entfernte sich mit einem freundlichen Gruße und die beiden Alten Kriegsgefährten begaben sich nach Hause.

Spiegelblank erschien am andern Tage der Unteroffizier im Vorzimmer des geheimen Rathes und wunderte sich nicht wenig, als ihm der Kammerdiener, sobald er sein Anliegen erfahren hatte, sogleich in das Zimmer seines Herrn einzutreten befahl. Man denke sich den Schreck des armen Mannes, als er hier den geheimen Rath in der Gestalt des gestrigen Schneidermeisters erblickte, den er so dreist bewitzelt hatte. Er war nicht vermögend, einen Laut hervorzubringen. — „Ist er, fragte ihn der vornehme Herr, der Unteroffizier, welcher die vakante Visitatorstelle sucht?“ — Ach gnädiger Herr, — erwiederte der Gefragte mit bebenden Lippen, — der bin ich! — „Wie heißt er? fuhr jener fort. Als er den Namen erfahren, befahl er sogleich einem Sekretär, ihn aufzuschreiben. —

„Er ist, redete den Erstaunten der großmüthige geheime Rath an, — „wie ich gestern zufällig gehört habe, ein sehr armer Mann, aber ein braver Hausvater, der aus seinen Kindern brauchbare Menschen ziehen will, der aber durch seine Armuth daran gehindert wird. Es ist bereits alles besorgt, der Vortrag kommt noch heute ins Collegium, es ist kein Memorial von ihm nothwendig. Er ist Visitator, reise er wieder nach Hause, und wenn er seinen Abschied hat, so komme er mit seiner Familie her, um seinen Dienst anzutreten. Wegen des nöthigen Reisegeldes melde er sich beim Stabe seines Regiments. Zweierlei merke er sich aber auf immer: „Drücke er nie alle beide Augen zu, sonst ist er in Gefahr, mich nicht zu sehen, wenn er unser Handwerk verpfuscht, — und: beurtheile er den Mann nie nach seinem Rocke!"

Demuth.

Einer der ersten Fürsten Böhmens ging vor einigen Jahren auf einer der abgelegensten Strassen Wiens und zog mit einem Schnupftuche zugleich ein Bund Bankonoten aus der Tasche. Ein Student, der ihm folgte, hob das Verlorne auf, mit dem festen Vorsatze, es auf der Stelle dem Eigenthümer zu übergeben. Die Menschen aber kreuzten sich so sehr, daß er nicht nachkommen konnte und nur mit vieler Mühe gewahr wurde, daß sein Mann

auf dem neuen Markte in einen fürstlichen Pallast ging. Der Finder fragte den Thürhüter, wer der Herr wäre, der so eben eingegangen sey? „Es ist Sr. Durchlaucht selbst“ — gab dieser zur Antwort. — Ich wünschte ihn zu sprechen. — Er wurde gemeldet, vorgelassen und erschien vor dem Fürsten. Ew. Durchlaucht haben diese Papiere verloren, ich gebe sie Ihnen zurück. Der Fürst erschrack, als er seine Bankonoten, welche die Summe von 200,000 Gulden enthielten, erkannte. Im Anfange schien er einigen Verdacht zu schöpfen, wie er aber die Art des Findens vernahm, setzte er keinen Zweifel mehr in die Redlichkeit des Ueberbringers und schrieb auf der Stelle eine Anweisung von 2000 Dukaten, die der Kassier des Fürsten dem Studenten auszahlen solle. Nicht wenig aber erstaunte der Fürst, als der Finder ein so ansehnliches Geschenk mit den Ausdrücken ausschlug: Ich bin zwar nur ein armer Mensch, der von der Gnade Anderer leben muß, aber ich gedenke mein künftiges Glück nur auf meinen Fleiß zu gründen; wie leicht könnte mich das viele Geld blenden und dadurch auf Abwege gerathen, die zum Laster und zu meinem Verderben führten. Erlauben Sie, gnädigster Herr, daß ich Sie um eine andere Gnade bitten darf. — Herzlich gern! — Ich bitte nur, so lange ich studiere, um Kost und Wohnung, ich wünsche mich ruhig zu meiner künf-

tigen Bestimmung vorbereiten zu können. Der Fürst, gerührt über eine so schöne Denkungsart, erwiederte: Nicht nur während Ihrer Studien bleiben Sie bei mir, ich biete Ihnen auch einen Dienst mit 800 Gulden an. — Männer von einer so seltnen Redlichkeit brauche ich auch.

Menschensinn.

Im Jahre 1318 unternahm Leopold, Herzog von Oesterreich, die Belagerung von Solothurn in der Schweiz. Diese alte Stadt hatte Neigung, sich auf die Seite Kaiser Ludwigs zu lenken, Leopold aber wollte sie mit Gewalt nöthigen, daß sie seinen Bruder Friedrich als rechtmäßigen Kaiser erkennen sollte. Die Einwohner Solothurns nahmen in dieser Noth ihre Zuflucht zu ihren Bundesgenossen und die von Bern sendeten ihnen sogleich 400 wackere Männer zur Hülfe. Jetzt belagerte sie der Herzog mit ganzer Macht; er schlug oberhalb der Stadt über die Aar eine Brücke und ängstigte so die bedrängten Einwohner von allen Seiten. Diese wehrten sich indessen so tapfer, und die 400 Berner waren so unermüdet thätig, daß Leopold mit aller seiner Macht ihnen durchaus nichts anhaben konnte. So verzog sich diese Belagerung bis in die zehnte Woche. Jetzt trat mit einemmahle die Aar, durch häufige Regengüße angeschwollen, aus ihren Ufern. Der Herzog fürchtete mit Recht, daß dieser reissende Strom

die in der Eile über denselben geschlagene und ihm so nöthige Brücke wegreissen würde. Nur ein Mittel gab es: sie mit einer großen Last zu beschweren, und da man in diesem Augenblicke nichts Schwereres zur Hand hatte, so ließ er so viel Truppen, als nur immer auf derselben stehen konnten, sich darauf versammeln. Doch größer war die Gewalt des wogenden Wassers, als der Druck der Krieger. Die Brücke wurde abgehoben und Alle stürzten in die Fluthen. Der Strom trieb das Holzwerk und die mit dem Tode kämpfenden zum Theil schwer Bewaffneten zur Stadt. Leicht wäre es den Solothurnern gewesen, die armen Ermatteten, die etwa ihr Grab in den Fluthen der Aar nicht gefunden, sondern sich ans Land gerettet hätten, einzeln zu ermorden. Aber so dachten die edlen Schweizer nicht. Kaum wurden sie von ihren Mauern den jammervollen Anblick gewahr, so vergaßen sie es ganz, daß der Feind die Stadt drängte. Nur reiner Menschensinn, er trieb sie an, zu vergessen, daß dies ihre Feinde waren, die hier mit dem Tode rangen. Alles, Mann und Frau stürzten aus den Thoren, achteten nicht der Gefahr, daß der Feind unterdessen eindringen könnte in die nun unvertheidigte Stadt. Alles lief mit Stangen, Seilen und umgekehrten Lanzen zum Fluß, stürzte mit Lebensgefahr in die Boote und Kähne und jeder Bürger Solothurns und

jede edle Schweizerin bemühte sich, einen oder einige der Feinde zu retten. Sie hatten auch das Glück, die Meisten wirklich dem Tode zu entreissen. Herzog Leopold stand am jenseitigen Ufer, Er wurde gerührt. „Und ich bekriege Männer, die so bieder und edel handeln? und ich will die Wohnungen so guter Menschen zerstören? Nein, das wolle Gott nicht!" das wars, was er zu seiner Umgebung sagte. Sogleich gab der edle Krieger das Zeichen zum Aufbruche. Er zog nach Bern; hier ließ er den Rath von Solothurn zu sich entbieten. „Ihr habt mich überwunden durch Menschlichkeit. Fortan sey kein Krieg mehr zwischen Euch und mir. Huldigt Eurem Ludwig oder meinem Bruder Friederich, ich bleibe unter allen Umständen Euer guter Freund." Wenn doch alle Kriege so endeten.

Vier Wilde beweisen die Christenpflicht, ihr Leben für ihre Brüder zu wagen.

Bei dem Wasserfalle von Niagra in Nordamerika trug sich die Begebenheit zu, die hier erzählt werden soll. Vermuthlich ist den jungen Lesern schon bekannt, daß alle Wasserfälle am Nil, in der Schweitz und anderen großen Flüssen, mit diesem fast gar nicht verglichen werden können. Denn unbeschreiblich ist die Wassermenge, die er aus andern Flüssen, und aus den größten Seen des Landes aufnimmt,

und in eine Tiefe von 142 Fuß herabstürzt. Der Fluß Niagra ist in seinem Laufe eben nicht schnell. Sobald er sich aber dem Abgrunde nähert, wo er seinen Sturz hat, wird seine Schnelligkeit dadurch beträchtlich vermehrt, daß er in der Mitte seines Flußbeetes von einer 1300 Fuß langen Insel in zwei Ströme getheilt wird. Dieß macht ihn so furchtbar, daß er alles mit sich fortreißt; mit pfeilschneller Geschwindigkeit stürzt Welle über Welle, und so wie die ungeheure Wassermasse den Boden erreicht, so springt sie eine gewaltige Höhe schäumend zurück. Alle Wälder und die ganze Gegend umher sind in einen feuchten Dunst gehüllt, in dessen Nähe sich Regenbogen über Regenbogen zeigen. Das Getöse, das dieser Wasserfall in der kochenden und schäumenden Tiefe macht, kann man bei stillem Wetter 15 französische Meilen weit hören. Alles was sich dem Falle des Stromes naht, Rehe, Hirsche, Wasservögel, Fische, werden mit fortgerissen und in den Abgrund gestürzt. Nichts kann sich nahe am Falle erhalten, noch weniger auf die in der Mitte des Flusses liegende Insel kommen. Die Ufer an beiden Seiten des Wasserfalles sind der Aufenthalt vieler Adler, die hier horsten und von den zerschmetterten Thieren leben, die sie häufig finden. An diesen gefährlichen Ort geriethen zwei Indianer, die sich auf der Jagd verspätigt hatten. Sie

ruderten, in einer ziemlichen Entfernung vom Wasserfalle, den Strom hinauf, als sie der Schlaf überfiel. Sie banden ihr Kanoe am Ufer an einen Baum, und überließen sich dem Schlafe. Während des Schlafes aber arbeitete sich das Kanoe los, und ging gerade auf den Wasserfall zu. Von dessen furchtbarem Tosen und Brausen endlich geweckt, sehen sie sich hart an der Insel, die den Fluß beim Wasserfalle trennt. Man kann sich ihr Schrecken vorstellen. Sie mußten fürchten, entweder gleich zerschmettert zu werden, oder an der Insel landen, welches gewissermassen noch schlimmer war. Denn hier mußten sie den langsamen Hungertod erwarten, weil sich kein Mensch bisher auf diese Insel gewagt hatte. Sie wählten das letzte, und strengten alle ihre Kräfte an, gegen die Stärke des Stromes, der das leichte Fahrzeug mit Gewalt fortriß; und so gelang es ihnen, nach saurer Mühe, auf der Insel zu landen. So waren sie von einem augenblicklichen Verderben zwar gerettet; aber ihr Schicksal schien sie hoffnunglos zu einem größern Elende erhalten zu haben. Denn Lebensmittel waren auf der ganzen Insel nicht. Mit dem Kanoe nach dem festen Lande zu kommen, war unmöglich, und eben so unmöglich konnte einer von ihren Landsleuten zu ihnen kommen. Zwar wirkte auch hier die Noth, die auf Erfindungen führt; sie fanden Lindenbäume

mit starker und zäher Rinde. Davon verfertigten sie sich ein Seil; ein Ende desselben befestigten sie an einen Baum, der nahe an Wasser stand. Dieses Seil war so lang, daß es bis zum andern Ufer reichen konnte. Dadurch, daß sie sich an dasselbe fest anhielten, hofften sie der Gewalt des Stroms widerstehn zu können; aber umsonst! das Wasser von dem, nicht weit entfernten, Falle stieß mit unwiderstehlicher Gewalt auf sie zu, und sie wurden, so schrecklich an das felsige Ufer der Insel zurückgeschleudert, daß sie, halb zerschmettert, kaum auf die Insel zurückkommen konnten. Dennoch hatte der Vater der Menschen, der sich aller seiner Kinder der Wilden, wie der Gesitteten, erbarmet, ihre Rettung beschlossen. Wenige Stunden nach ihrem verunglückten Rettungsversuche erblickten sie auf dem gegenseitigen Ufer vier von ihren wilden Landsleuten und suchten ihnen, da sie nicht gehört werden konnten, ihren traurigen Zustand durch Zeichen zu erkennen zu geben. Diese, die weiter nichts thun konnten, als Mitleiden mit ihnen haben, gingen doch nach dem Fort Niagara und zeigten dem englischen Kommandanten den Vorfall an. Der Kommandant, ein Menschenfreund und erfinderischer Kopf, der diese Gegend um den Wasserfall genau kannte, ließ sogleich Stangen bringen, die er an einem Ende mit starken, eisernen Spitzen beschlagen ließ und wandte sich darauf zu den vier India-

nern. Wie wär es, sagte er, wenn ihr mit Hülfe dieser Stangen, dadurch ihr euch auf dem Boden festhalten könnt, einen Versuch machtet, eure armen, unglücklichen Landsleute zu retten? Sogleich waren sie bereit, entweder die Unglücklichen zu retten, oder selbst umzukommen. Da das Wasser auf dieser Seite der Insel eben nicht tief war: so nahm jeder zwei Stangen in die Hände, um nicht zu wanken. Glücklich kamen sie auf der andern Seite an, theilten ihre Stangen aus, und alle sechs kamen glücklich zurück. Die unglücklichen beiden Wilden hatten neun Tage nichts als Wurzeln und saftige Baumzweige gegessen.

Dieses Rettungsmittel mit den Stangen, hatte in der Folge für die Indianer den Vortheil, daß sie auf dieselbe Weise die Rehe auf der Insel fingen, die, beim Durchschwimmen, die Gewalt des Wassers dahin getrieben hatte.

Der Menschenfreund.

Im März 1776 hatten sich fürchterliche Stürme in den Gewässern von Danzig erhoben. Der Kapitän Richardson, der ein englisches Schiff führte, hatte eine ganze Nacht hindurch unaussprechlich viel ausgestanden, und war nach einem langen und schweren Kampfe endlich bei anbrechendem Tage in den Hafen eingelaufen. Ihm gnügte es indessen nicht, das

ihm anvertraute Schiff gerettet zu haben, er dachte mit gefühlvollem Herzen seiner Leidensgefährten der vergangenen Nacht. Noch ein Schiff kämpfte mit dem wüthenden Sturm.

Es war ein Danziger Schiff, das auf einer Klippe fest saß, und dessen Mannschaft auf dem Verdeck und in den Stricken des Maustbaums jeden Augenblick Gefahr lief, von den Wellen abgespült und verschlungen zu werden. Mit jeder Minute mehrte sich die Todesgefahr, nur in der schleunigsten Hülfe lag nach die Möglichkeit der Rettung. Richardson verstattete sich keine Ruhe, keine Erhollung, sondern begab sich sogleich zu einem Schiffe, das er vor Anker liegend fand, und meldete dem Kapitän desselben daß Unglückliche, mit dem Tode Kämpfende seine schleunigste Hülfe begehrten. Allein dieser fand den Versuch, sie zu retten, zu gefahrvoll, und obgleich Richardson ihm alles sagte, was sein edles Herz ihm eingab, so blieb doch dieser dabei, daß eigne Erhaltung die erste Pflicht wäre, daß ihm Jene nichts angingen, und er sich gewiß ihrethalben nicht in Gefahr begeben wolle.

Nun, wenn du denn das Herz und den Muth nicht hast, sagte der kraftlose Richardson, so will ich es wagen, gieb mir nur deine ausgeruhten Leute, weil die Arbeit eines vierundzwanzigstündigen Sturms die meinigen gar zu sehr entkräftet hat.

Doch auch diese versagte ihm der Kapitän. Nun so leihe mir wenigstens dein Boot, ich habe das meinige im Sturm eingebüßt, und das was ich noch besitze, ist zu klein. — Aber auch dieses wollte der Elende nicht für die Rettung mehrerer seiner Mitmenschen auf's Spiel setzen.

Richardson, voll edlen Unwillens, verläßt das Schiff, und kehrte auf das seinige zurück. Engländer, sagte er zu seinen Bootsknechten, die Menschen haben hier keinen Muth und kein menschlich Herz! laßt uns zeigen, daß es uns nicht daran fehlt, laßt uns diese Unglücklichen, die ihr auf dem Wrack gesehen habt, retten, und wenn wir auch selbst dabei zu Grunde gehen sollten. Wir folgen dir, Kapitän, wohin du uns führest, war die allgemeine Antwort. Schnell wurde das kleine Boot in die See gelassen, es verließ den Hafen, rettete auf dreimal sechzehn Personen mit eigner großer Gefahr, und alle kehrten wohlbehalten mit dem schönen Stolze zurück, Menschen gerettet zu haben.

Traue schaue wem?

Nicht jeder, der sich vertraulich an uns anschließt, ist unser Freund. Ein Jüngling, von guter Familie welcher auf Reisen gegangen war, um die Welt zu sehen, und Menschen aus allerlei Ständen kennen zu lernen, kam auch nach Amsterdam. Da er ein ansehnliches Vermögen

besaß, und das Vergnügen liebte, ohne jedoch im Genusse desselben die Grenzen der Mäßigung zu überschreiten, besuchte er häufig die, in dieser berühmten Stadt so zahlreichen Kaffeehäuser und vertrieb sich hier die Zeit so gut er konnte. Eines Tages gesellte sich zu dem Jünglinge ein Offizier, der sich für einen Hauptmann in französischen Diensten ausgab, und den jungen Menschen durch sein angenehmes Betragen ganz für sich einzunehmen wußte. Er bezeigte sich gegen den Jüngling so dienstfertig und zuvorkommend, daß er sein ganzes Vertrauen gewann. Er führte ihn in verschiedene angenehme Gesellschaften ein, zeigte ihm die vielerlei Merkwürdigkeiten der Stadt, gab ihm sogar, als einem Fremden, allerlei nützliche Lehren, und brachte es so weit, daß sich der junge Mensch ganz an ihn hingab, und ihn für seinen besten Freund hielt.

Eines Abends speisten sie in einem Gasthofe zusammen, waren mit einander fröhlich und guter Dinge und der Jüngling ließ es sich nicht träumen, daß sein angeblicher Freund sein größter Feind sey.

Der sogenannte Offizier bekam durch einen Bedienten ein Billet. Es wurde erbrochen und mit einer Miene gelesen, welche die innigste Freude über ein unverhofftes angenehmes Ereigniß zu erkennen gab. Ohne noch zu wissen,

was den vorgeblichen Freund so angenehm überrasche — wandte sich dieser schon von selbst mit den Worten zu dem Jünglinge: nehmen sie Theil an meiner Freude, junger Freund! So eben erhalte ich in diesem Billet von dem Marquis von A * aus Paris die Nachricht, daß er in Amsterdam angekommen sey und recht innig wünsche, mich noch heute Abend sprechen zu können. Sie müssen wissen, fuhr er zu dem jungen Menschen fort, daß der Marquis von A * einer meiner besten Jugendfreunde ist, und ich würde mir es daher nicht verzeihen können, wenn ich ihm seine Bitte versagte. Wollen Sie mich, lieber Freund, zu ihm begleiten: so werden sie mir einen Gefallen thun, und in dem Marquis einen neuen Freund und noch überdieß den angenehmsten Gesellschafter von der Welt finden.

Der Jüngling nahm das Anerbiethen mit Freuden an. Man ging durch einige Strassen dieser großen Hauptstadt und blieb endlich an einem Hause stehen, welches der Offizier als die Wohnung seines Freundes bezeichnete. — Man trat ein; das Haus wurde verschlossen und mit einem Male änderte sich die Scene. —

Der arme Jüngling, welcher sich auf eine angenehme Unterhaltung und auf einen neuen Freund gefreut hatte, wurde von einigen handfesten Kerlen gepackt, gebunden und in ein

tiefes unterirdisches Gewölbe geschleppt. Man drohte, ihn auf der Stelle zu durchbohren, wofern er den geringsten Laut von sich geben würde.

In diesem dunkeln Gewölbe, wohin kein erfreulicher Lichtstrahl dringen konnte, befand sich schon ein anderer Unglücklicher, welchen man durch eine ähnliche List hieher gelockt hatte. Jeder von ihnen wurde in ein besonderes Behältniß gebracht, das mit starken Eisenstäben befestigt war, und die beiden Unglücklichen bekamen nur Mittags und Abends sehr spärliche Kost. Nach einigen Tagen packte man sie, jeden einzeln in Kisten und schleppte sie auf diese Art in ein Schiff. Sie waren nämlich in die Hände jener verrufener Menschen gerathen, welche unter dem Namen Seelenverkäufer allgemein bekannt sind — Menschen, welche besonders junge unerfahrne Fremde durch allerlei listige Ränke an sich zu locken und nach Ostindien zu verkaufen suchen. Beide unglücklichen Jünglinge hatten ein gleiches Schicksal; unter beschwerlicher Matrosenarbeit wurden sie nach Ostindien gebracht, schmachteten dort lange Jahre im Elend und nur Einem unter ihnen dem, welchen der angebliche Offizier in die Falle gelockt hatte, gelang es endlich, wieder nach Europa zurückzukehren. Aber, seine besten Lebensjahre war ihm verloren, und ein siecher Körper war alles, was er aus jenem entfernten Erdtheile mit nach Hause brachte.

Feindes-Liebe.

Ein Viehhändler und Schlächter, Schnell war der Name dieses vortrefflichen Mannes, und Kassel sein Geburts- und Wohnort, ging in seinen Geschäften über Land, um Vieh einzukaufen. Er hatte eine ziemlich beträchtliche Summe Geldes bei sich, und dieserhalb zur Vorsicht zwei seiner besten Hunde mitgenommen. Unterwegs begegnete ihm ein Mensch, der in der elendesten Verfassung zu seyn schien und ihn dringend um ein Almosen bat.

Schnell war ein wohlthätiger Mann, es bedurfte nur der halben Bitte, und gern entschloß er sich, mit einigen Groschen der dringendsten Noth des Unglücklichen abzuhelfen. Um indessen das viele Geld nicht sehen zu lassen, aus dem er einige Stücke hervorsuchen wollte, kehrte er sich um. In dieser Lage faßte der Abscheuliche einen unmenschlichen Entschluß, und verwandelte ihn sogleich in That. Er schlug mit seinem Knotenstock so heftig auf den Kopf seines Wohlthäters, daß dieser, der an einen solchen Ueberfall auch mit keinem Gedanken dachte, sogleich betäubt zur Erde stürzte. Nun fiel er über den Redlichen, um sich vor allen Dingen seiner Geldkatze zu bemächtigen; allein in eben dem Augenblicke stürzten auch die beiden Hunde über den Räuber, ergriffen ihn wüthend, zerbissen und zerkratzten ihn so gewaltig, daß

er von dem Versuche, sich des Geldes ihres Herrn zu bemächtigen, sogleich abstehen mußte. Er wollte sich nun rasch entfernen, die Hunde verhinderten aber auch diesen Entschluß durch das gewaltsame Gebell und Beissen, und er wußte kein anderes Mittel, als sich in einen nahen Sumpf zu stürzen, um sich vor diesen wüthenden Thieren in etwas zu schützen. Blut bezeichnete seine Spur. Die Hunde kehrten zurück und leckten ihrem Herrn das Gesicht so lange, daß endlich dieser aus seiner Ohnmacht erwachte. Nachdem er völlig zu sich gekommen und die Begebenheit zu überlegen im Stande war, wurde es ihm Anfangs schwer, den Zusammenhang derselben herauszufinden. Endlich aber lehrte ihn der Schmerz eines tiefen Loches im Hinterkopfe, aus dem das Blut noch immer herunterlief, daß man auch bei der Wohlthätigkeit große Vorsicht anwenden müsse.

Kaum hatte er sich seinen Kopf mit einem Tuche verbunden, als ein ängstliches Geschrei in der Nähe ihn aufmerksam machte. Er folgte demselben, und fand hier seinen Mörder, halb im Sumpfe vergraben, aber dennoch aufs neue von den wüthenden Hunden angefallen, die ihm das Leben zu rauben drohten. Er wimmerte ängstlich um Hülfe.

Schnell, der gute treffliche Mensch, überlegte keinen Augenblick, daß der Unglückliche

sein Mörder sey, half ihm mit eigener Gefahr seines Lebens aus dem Sumpf und zog ihn aufs Trockene, während er die wüthenden Hunde zu besänftigen suchte. Und nur erst dann, nachdem er ihn auf eine trockne Stelle gelegt, nur dann erst fragte er: aber wie war es dir möglich, mich ermorden zu wollen, da ich doch deine Bitte um Erbarmen so gern und so bald zu erfüllen bereit war?

Nur die äußerste Noth, sie hat keine Gesetze, sie zwang mich zu dieser abscheulichen That, die ich in diesem Augenblicke von ganzer Seele bereue. Der Mitleidigen giebt es nur wenige, weil eigene Noth die sonst wohl offenen Herzen verschließt. Meist wird der Arme mit Kälte und Verachtung zurückgestoßen. Da sah ich euer Geld, dessen Anblick ihr mir verbergen und doch helfen wolltet. Ich dachte, betäubst du ihn, denn tödten wollt ich euch nicht, so bemächtigst du dich des Geldes und entfliehst in eine andere Gegend, wo man dich nicht als Bettler kennt, und er hat wohl zu Hause noch mehr. Eure Hunde schützten euch und euer Geld, und diese schmerzlichen Wunden und die gewisse Aussicht auf einen schmachvollen Tod, oder einen noch schrecklicheren Zustand, den des langsamen Todes im gräßlichen Gefängniß, das ist mein gerechter Lohn.

Diese mühselig hervorgebrachten Worte be-

ruhigten den Viehhändler um so mehr, da er fest entschlossen war, den sträflichen Verbrecher seinem eigenen Gewissen zu überlassen. Ich könnte, ja ich müßte vielleicht dich dem Gerichte als Mörder und Straßenräuber überliefern, ich werde es aber nicht thun. Hier hast du im Gegentheil einige Thaler. Schleppe dich nur nach dem ersten Dorfe, ich will dir einige Leute zu Hülfe senden, und will sagen, du seyst von Hunden gebissen. Aber werde nun ein guter Mensch, und suche durch Arbeit bei der nahen Erndte dir dein Brod mit Redlichkeit zu verdienen.

Der bestrafte Thierquäler.

Zu Abo in Finnland wurde vor mehreren Jahren ein Hund überfahren. Der sterbende Hund kroch zu der Thüre eines Lederhändlers. Der fünfzehnjährige Sohn dieses Mannes war so grausam, daß er das leidende Thier erst mit Steinen warf, und ihm darauf einen Topf mit kochendem Wasser über den Leib goß.

Ein Rathsherr, der gegenüber wohnte, sah die Unmenschlichkeit. Er trug den Tag darauf die Sache im Rathe vor, und man beschloß einstimmig, diesen Unmenschen vor Gericht zu fodern, und ihn ins Gefängniß zu setzen. Es geschah. Nachdem der Rath die Beschaffenheit des Verbrechens genau erwogen, wurde an einem Markttage im Beiseyn einer Menge von Menschen folgende Strafe an dem Verbrecher voll=

zogen. Ein Büttel entkleidete den Obertheil dieses Unmenschen, band ihn an einen Pfahl und las ihm folgendes Urtheil vor:

„Junger Mensch, da du nicht allein einem deiner Mitgeschöpfe, das dich in seiner Todesstunde um Erbarmen flehte, deine Hülfe versagt, sondern sogar boshafter Weise die Leiden des sterbenden Thieres vervielfältigt, und es unter verdoppelten Martern getödtet hast, so soll dein verdienter Name an deine Brust geheftet, und du mit Peitschenschlägen gezüchtigt werden.“

Nun hing der Büttel dem Knaben eine schwarze Tafel um den Hals, worauf mit weißen Buchstaben geschrieben stand: „Blutdürstiger Unmensch.“ Ein anderer Büttel ertheilte ihm sodann fünf und zwanzig Schläge mit einer geflochtenen Peitsche, worauf der Erste ihm wieder folgendes vorlas:

„Fühle hier, junger Mensch, nur etwas von den Schmerzen, womit du eines deiner Mitgeschöpfe in seiner Todesstunde marterteſt, und willst du einst in deiner Todesstunde von dem Herrn aller Geschöpfe Barmherzigkeit hoffen, so werde menschlicher.“

Hierauf gab ihm der zweite Büttel die andern fünf und zwanzig Streiche, und wie sehr er auch schrie, und die Rathsherrn um Schonung flehte, so blieben sie doch unerbitt-

lich. — Diese Strafe hatte die heilsamsten Folgen. Die Finnländischen Knaben pflegten sonst im Sommer junge Sperlinge lebendig festzunageln, und mit Bogen und Blasröhren nach ihnen zu schießen, andere spießten Frösche und fanden Vergnügen an den schmerzenvollen Verzuckungen dieser Thiere. Jetzt aber hörten diese und ähnliche Grausamkeiten auf, und man war nicht mehr genöthigt, diese Strafe wiederholen zu müssen.

Der Verräther.

Ein Oestreichischer Offizier, zu früh dem beobachtenden Auge seiner Lehrer und Vorgesetzten entnommen, hatte sich nach und nach dem lasterhaftesten Leben ergeben. Jede Abscheulichkeit, die man leider im gewöhnlichen Leben mit sanfteren Namen zu belegen pflegt, fand an ihm nicht blos ihren Vertheidiger, sondern auch treusten Anhänger. Es konnte also nicht fehlen, daß der junge Mann bald in die entehrendsten Laster versank. Sein Vater, ein rechtlicher Mann, der eine bedeutende Kasse verwaltete, hatte ihm ein Beträchtliches über seinen Sold ausgesetzt, allein wie konnte der Mann mit irgend einer Summe reichen, der gewohnt war, sich jede, auch die ungeheuerste Verschwendung zu erlauben. Daß man ihm beträchtliche Summen wenigstens auf dem Papiere gegen unge-

heure Zinsen anvertraute, weil man auf den baldigen Tod des reichen Vaters rechnete, das war eben so natürlich, als daß er auch diese verschwendete und dadurch immer tiefer in Schulden gerieth.

Bald aber schwand auch diese trübe Quelle seiner Verschwendungen, er erlaubte sich also immer schändlichere Betrügereien und mehrere seiner Vorgesetzten bestanden darauf, daß er vom Regimente, dessen Schande er war, entlassen werden müßte. Nur der General, ein Freund des Vaters, hatte bis dahin ihn noch gehalten und mit Hülfe desselben schon mehreremahl die Ehre desselben so halb und halb gerettet. Jetzt war er wieder aufs neue so verschuldet, daß nur die schleunigste Hülfe von einer Summe von 600 Gulden ihn retten konnte. Da es ihm keinesweges an Unverschämtheit fehlte, so eilte er zu seinem Vater, setzte ihm unverholen seine Lage auseinander und schloß mit den Worten: entweder sie geben mir 600 Gulden, oder ich ende in den Fluthen oder mit der Pistole.

Vergebens stellte der Vater sein endliches Unvermögen nach so vielen großen Opfern, die er gebracht, dem Sohne aufs rührendste vor, vergebens bewies er ihm, daß bei einem solchen Leben nur das fürchterlichste Elend die Folge seyn müsse, vergebens suchte er durch alle nur

denkbare Motife den Sohn zur völligsten Aenderung seines Lebenswandels zu bewegen. Der junge Offizier beharrte auf seiner Alternative. Feierlich versprach er indessen, es solle die letzte väterliche Hülfe seyn, er wolle nun anfangen, ein durchaus rechtlicher Mann zu werden, er sähe ja das Elend, das er sich bereite, vor Augen. Nur diese 600 Gulden müsse er unumgänglich nothwendig haben. Der schwache Vater, dem Schimmer von Hoffnung trauend, versprach ihm endlich dieselbe nach wenigen Wochen zu zahlen. Bis dahin müsse er sich gedulden und seine Schuldner, wie er könne, zufrieden stellen.

Der Sohn, der die Schwäche seines Vaters kannte, war indessen damit nicht zufrieden. Er stellte dem Vater vor, daß, wenn es anders sein ernstlicher Wille sey, ihm zu helfen, wenn er sich anders ihm auf ewig verpflichten wolle, er ja eben so gut diese 600 Gulden aus der Kaiserlichen Kasse nehmen und sie dann wieder nach wenigen Wochen ersetzen könne. Zwar erschrack der Vater über diesen Vorschlag, indessen nach Bitten und tausend angewendeten Ueberredungskünsten ging er dennoch zur Kasse, nahm ein Papier von 600 Gulden werth und gab es dem Sohne mit den Worten: Nun so nimm auch noch das Letzte und mache mich völlig zum Bettler. Er sagte das mit einer

Thräne und mit einem Herzzerreißenden Blick gen Himmel. Der Sohn schien gerührt, noch einmal versprach er dem Vater Besserung und ging.

Und ging nicht zu den dringenden Schuldnern, er ging zur Audienz bei dem eben anwesenden und die Bitten und Vorstellungen seiner Unterthanen anhörenden Kaiser. Nachdem auch ihn die Reihe traf, sein Anliegen vorzutragen, da sagte der Verworfene: Ihro Kaiserlichen Majestät, allerhöchstdero Rechte über mich sind mir heiliger als die meines Vaters. Diese zwingen mich, der Angeber desselben zu werden: er hat aus der Kaiserlichen Kasse 600 Gulden verliehen. Lange sah ihn der Kaiser mit unverwandtem Auge an, der Abscheuliche aber war schon so versunken, daß er den langen Blick mit Frechheit ertragen und sich mit den Worten entfernen konnte: er hoffe die auf solche Denunciationen gesetzte Prämie um so gewisser zu erhalten, da er sogar seines eigenen Vaters nicht geschont, sondern ihn dem Interesse seines Kaisers nachgesetzt habe.

Der Kaiser ließ schleunigst den Vater kommen und in seiner Abwesenheit seine Kasse durch seine Obern revidiren. Man fand alles in der besten Ordnung, sie stimmte aufs genaueste. Unglücklicher Vater, redete ihn nach dem schleunigsten Berichte der Kaiser an, welch einen

Sohn haben sie sich erzogen? Der Vater mußte nun den ganzen Hergang erzählen, er sagte zugleich, daß, da es wirklich sein letztes Ersparniß sey und er gern auf ihn hätte wirken wollen, er sich gestellt, als nähme er es aus der Kaiserlichen Kasse, daß er aber einen Augenblick nach der Entfernung seines bösen Sohnes sogleich die Kasse wieder berichtigt hätte. Der Kaiser war sehr gerührt, er gab dem Vater eine bedeutende Besoldungszulage, um ihn, wie der Kaiserliche Brief lautete, zu trösten, daß er einen Bösewicht von Sohn gezeugt und erzogen hätte, der eine so schwarze Anklage, die den Ruf und die Ehre des Mannes vernichten konnte und mußte, zu machen im Stande war, um die auf solche Denunciationen gesetzte Belohnung, die erst vor wenigen Tagen aufs Neue bekannt gemacht war, zu erhalten. Der Sohn wurde infam cassirt und büßte in einer zehnjährigen Zuchthausstrafe in schweren Ketten sein noch schwereres Verbrechen.

Der edle Sohn.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war ein junger Schwede zu Algier in Sklaverei gerathen, und nachdem er einige Jahre als Sklave zugebracht hatte, wurde er losgekauft. Er war eben im Begriff, in sein geliebtes Vaterland zurückzukehren, als eine neue Anzahl

von Christen in Algier ankam, welche man ebenfalls zu Gefangenen gemacht hatte.

Der junge Schwede drängte sich unter die Menge, und forschte mit seinen Blicken, ob etwa ein Landsmann unter diesen Unglücklichen sich befände.

Ein alter abgelebter Greis hatte bereits die Aufmerksamkeit der übrigen Anwesenden, durch seine Jammergestalt auf sich gezogen. Der junge Schwede näherte sich ihr und erkannte in dem Unglücklichen — seinen Vater.

Mit stummen Schmerz warf sich der junge Mann dem Alten zu Füßen, wurde auch von ihm sogleich erkannt, und mit Thränen der Freude und Wehmuth in seine Arme geschlossen. Der junge Schwede hatte viele Jahre alle Schrecknisse der Sklaverei erfahren, und fühlte, daß sein Vater, bei seinem abgemergelten Körper, unmöglich diesen Zustand lange würde aushalten können. Er faßte schnell den Entschluß, sich, statt seines Vaters, zum Sklaven anzubieten. Er bat die Seeräuber, welche seinen Vater gefangen hatten, sie möchten diesen freigeben und ihn selbst dafür nehmen. Die Räuber ließen sich dies sehr gern gefallen, da sie statt eines abgelebten, zur Arbeit fast unfähigen Greises, einen jungen und rüstigen Mann erhielten.

Der arme Greis wollte jedoch von diesem

Tausche keinen Gebrauch machen, und stellte seinem Sohne vor, daß er in seinem Vaterlande noch viel Gutes stiften, zum Besten der menschlichen Gesellschaft wirken, und so sein Leben doppelt verlängern könne; dahingegen er, als Greis, das Ende seiner Tage schon vor sich sehe und Stärke der Seele genug besitze, um den noch kurzen Rest seines Lebens, auch als Sklave zu verbringen.

Da dieser schöne Wettstreit zwischen einem zärtlichen Vater und Sohn selbst unter den Barbaren Empfindungen der Rührung hervorbrachte, und viele Neugierige herbeizog, erfuhr in kurzer Zeit der Dey von Algier, die ganze Geschichte. Er ließ sogleich Vater und Sohn vor sich kommen, erkundigte sich bei ihnen selbst, durch welche Veranlassung sie beide in Sklaverei gerathen wären, lobte den edlen Entschluß des Sohnes, sich für seinen Vater als Sklave anzubieten, schenkte dem Alten seine Freiheit und erlaubte ihm, begleitet von seinem Sohne, in sein Vaterland zurückzukehren.

Beide langten auch glücklich in Schweden an. Der brave Sohn hatte das Vergnügen, zu sehen, daß sein alter Vater, von ihm jetzt doppelt gepflegt, sich fast wieder verjüngte, und noch mehrere Jahre in ruhiger Heiterkeit an seiner Seite zubrachte.

Der sterbende Weise.

In der Vorstadt Sanct Marcel zu Paris, wo Armseligkeit und Elend vorzüglich herrschen, lag ein armer Mann, ohne Freund und sterbend in einer elenden Hütte. Ein ehrwürdiger Geistlicher erschien, ihn mit Troste beizustehen. Das bejahrte Opfer der Krankheit und des Elendes lag da auf Lumpen hingestreckt, ein Haufen schlechtes Stroh war sein Kopfkissen und seine Decke. Da war kein Stuhl, nichts, was einem Hausgeräthe ähnlich sahe, zu finden. In den ersten Tagen der Krankheit wurde alles noch vorräthige verkauft, um den Kranken etwas Brühe zu verschaffen. Nur ein Beil und zwei Sägen hingen noch an den leeren Wänden; diese und seine Arme, so lange er sie gebrauchen konnte, machten den ganzen Reichthum des Sterbenden.

„Mein alter Freund," redete ihn der Geistliche an, „danket Gott für die Gnade, die er euch in diesem Augenblicke erweiset. Ihr verlasset eine Welt, worin euch nichts als Elend zu Theil wurde." — Elend? fragte der schwache Sterbende. Sie irren sich, ich habe glücklich gelebt und nie über mein Schicksal gemurrt. Haß und Neid waren mir unbekannt und mein Schlaf war immer süß. Der Tag ermüdete mich zwar, aber dafür gab mir die Nacht Ruhe. Das Werkzeug dort verschaffte mir täglich trocknes Brod, ich aß es mit Vergnügen und sehnte mich

nie nach dem Tische der Reichen, die ich öfter als andere krank gesehen habe. Ich war wohl arm, aber auch dafür leidlich gesund. Sollte ich wieder aufkommen, was ich freilich nicht erwarte, so kehre ich zu meiner Arbeit zurück und fahre fort, Gott zu preisen, der mir immer geholfen hat. Der erstaunte Geistliche war in Verlegenheit, was er einem Sterbenden, der so gefaßt war, sagen sollte. Das elende Lager, worauf er ihn ausgestreckt sahe, hatte keine solche Ergebenheit in die göttlichen Fügungen erwarten lassen. Indessen fuhr er doch in seinem Zuspruche fort: „Ungeachtet ihr, wie ihr selbst sagt, in eurem Leben nicht unglücklich wart, so sollt ihr doch jetzt bereit seyn, es gern zu verlassen, weil wir als Menschen uns in den göttlichen Willen ergeben sollen.“ Ganz gewiß, sagte nun der Sterbende mit ruhigem Ton und Blick, Tod ist das unvermeidliche Loos aller Menschen. Ich habe durch Gottes Kraft gelebt, ich werde durch Gottes Kraft zu sterben wissen. Ich danke Gott, setzte er immer matter werdend hinzu, ich danke Gott, der mir das Leben gab und mich jetzt durch das dunkle Thal des Todes leitet — ich fühle es, der Augenblick ist da — leben Sie wohl, guter Vater.

Jetzt wandte sich der Greis — und war verschieden.

Das redliche Mädchen.

Ein Fuhrmann aus Wien verlor am 4ten des Erndtemonats 1813 Abends um halb 8 Uhr in einem Sacke 755 fl. auf seiner Abfahrt von Straubing nach Aitershofen. Das zehnjährige Mädchen des Hausknechtes beim Bierbrauer Scharl zu Straubing, Anna Maria Geyer, fand dieses Geld an der Landstrasse ausserhalb dem Ludwigsthore, und dasselbe wurde des andern Tages durch den braven Vater dieses redlichen Kindes unversehrt und in vollkommenem Zustande auf das Königl. Polizeibüreau gebracht. Der geängstete Fuhrmann, welcher das Unglück hatte, dieses Geld zu verlieren, und der, da es noch dazu nicht sein Eigenthum war, es seinem Herrn hätte ersetzen müssen, und schon voll Verzweiflung zu einem unglücklichen Schritte sich wollte hinreissen lassen, war durch die Ehrlichkeit des braven Vaters der redlichen Finderin so sehr erfreut, daß er sie mit einem seinem Vermögen angemessenen ansehnlichen Trinkgelde beschenkte, und gerne noch mehr gegeben hätte, wenn er es bei seinen ohnehin gehabten Auslagen vermocht hätte. Er verdankte seine Rettung der Redlichkeit des braven Kindes und des wackern Vaters, und schon dieses gewissenberuhigende Bewußtseyn ist vor Gott und allen redlichen Menschen eine freudige Belohnung. Möchten alle Menschen so handeln, und sich nie durch Unglücke Anderer zu bereichern suchen.

Edle Handlung zweier baierischer Soldaten.

Während der Belagerung von Glogau wurde am 10. November 1806 eine alte Frau mit einem kleinen Kinde, ihrem Enkel, auf dem Arme auf die Oderbrücke gestoßen. Hinter ihr wurde die Fallbrücke aufgezogen, vor ihr ein Theil der Brücke abgebrochen. — Sie konnte also weder vor = noch rückwärts kommen, und mußte auf den Trümmern der Brücke die ganze Nacht hindurch Todesangst aushalten, auch war sie bei der damaligen Kälte der Gefahr ausgesetzt, in Schlummer zu gerathen, und in die Tiefe zu stürzen, oder erschossen zu werden, indem die hinter der Fallbrücke aufgestellten Preußen die Nacht hindurch ununterbrochen über die Oder auf die baierischen Soldaten feuerten.

Als man sie bei Tages Anbruche in dieser schaudervollen isolirten Lage, auf dem schmalen Raume, zwischen den Kämpfenden erblickte, entschlossen sich der Korporal Ziegler und der Gemeine Anton Klaiber, vom Königlich=Baierischen Jäger=Bataillon Taxis, ihre Rettung zu versuchen. Sie gaben ihr Vorhaben dem Feinde zu erkennen, und die preußischen Offiziere versprachen, so lange man mit der Rettung der Frau beschäftiget sey, das Feuer auszusetzen. Mit der größten Lebensgefahr wägten Ziegler und Klaiber über einen schmalen

schneidenden Balken und einige Pfeiler zu klettern und zu rutschen, und retteten so die Alte und das Kind glücklich.

Baierns König, der geliebte Vater seines Volkes, ließ dieses menschenfreundliche Unternehmen nicht unbelohnt. Ein Armeebefehl bestimmte jedem dieser beiden braven Männer, welche selbst in den Umgebungen des Elendes und der Verzweiflung sich gedrungen fühlten, mit eigener Aufopferung der leidenden Menschheit beizustehen, ein authentisches Zeugniß über ihre edelmüthige Handlung mit einer genauen Beschreibung derselben, und eine Gratifikation von 20 Dukaten zuzustellen.

Der furchtbare Nagel.

Im Jahre 1795 starb in dem Städtchen Greifenberg, in der Ukermark, der dasige Prediger Wesenberg. Dieser Mann hatte sich, einige Jahre vor seinem Tode, einmal mit der Vorbereitung zur nächsten Sonntags-Predigt sehr verspätet. Er studirte daher, gegen seine sonstige Gewohnheit, den Sonnabend bis in die späte Nacht. Zum Unglück hatte er sich aber nicht mit genugsamen Lichte versehen. Alles um ihn her lag bereits im tiefen Schlafe begraben, als der kleine Rest seines Lichtes nahe daran war, zu verlöschen. Da die Predigt noch nicht fertig war, so mußte Wesenberg

welcher sie wörtlich zu kopiren pflegte, nothwendig noch einige Zeit aufbleiben, um seine Arbeit zu vollenden. Ungerne wollte er die Seinigen aufwecken, ohne deren Beihülfe er doch schlechterdings kein Licht zu bekommen wußte. Schnell fiel ihm ein, daß er in der Kirche auf dem Altare, ein Restchen von einem Wachslichte liegen gesehen hatte, welches für den Kirchengebrauch nicht groß genug mehr war, und ihm ohnedieß rechtmäßig zufiel. Sogleich entschloß er sich, da die Kirche nur wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt, und der Schlüssel dazu in seinem Zimmer war, hinzugehen, um das Wachslicht zu holen. Es war ganz finster; aber dies schreckte den Prediger nicht im geringsten. Da ihm das Lokal genau bekannt war, glaubte er, das, was er suche, leicht finden zu können. Nicht ohne Mühe, und nach einigem Aufenthalte, hatte der, im Finstern herumgreifende, Prediger, jetzt das Wachslicht wirklich gefunden, und wollte sich eilig entfernen, damit nicht etwa, während der Zeit, sein Licht zu Hause auslöschete. In diesem Augenblicke aber fühlt er sich auf einmal fest gehalten. Ein kleiner Schauder überlief den sonst furchtlosen Mann allerdings. Da er jedoch ziemlich stark war, so riß er sich mit Anstrengung los, und eilte, so sehr er nur konnte, seiner Wohnung zu. Es war hohe Zeit, daß er hier ankam. Sein kleines Restchen Licht wollte eben verlöschen. – Der

Prediger zündete nun sein Wachslicht an, und schrieb, in ziemlicher Gemüthsbewegung, seine Predigt vollends auf. Das kleine Abentheuer, welches er bestanden hatte, wollte ihm nicht aus dem Kopfe. Gut, sagte er indeß bei sich selbst, daß ich wenigstens Besonnenheit genug hatte, die Kirchenthüre zuzuschließen. Ich werde vielleicht morgen früh die Ursache dessen, was mich fest hielt, entdecken. Und er entdeckte sie wirklich. Als er gleich mit frühestem Morgen des folgenden Sonntags die Gegend genau untersuchte, wo er fest gehalten worden war, — entdeckte er — einen Nagel mit einer scharfen Hervorragung, welche mit der Kleidung desjenigen, der sich, so wie er, dem Altar genähert hatte, nothwendig in Collision kommen mußte. Um sich von der Wahrheit seiner Beobachtung noch mehr zu überzeugen, untersuchte er, sobald er seine Wohnung wieder betreten hatte, den Hausoberrock, welchen er in der vorigen Nacht angehabt hatte und — fand, was er suchte. — Ein ziemlich großer Riß in dem bereits stark abgetragenen und langen Hausrocke, überzeugte ihn vollkommen, daß die unbekannte Kraft, welche ihn in der gefährlichen Mitternachtstunde festgehalten hatte, nichts mehr und nichts weniger als ein alter Nagel gewesen wäre.

Geistesgegenwart.

Ein Jäger in dem Vorgebirge der guten Hoffnung müde von der brennenden Hitze dieses

Himmelsstriches und dem Umherstreifen in Bergen und Thälern, hatte sich, nicht mehr weit von seiner Wohnung, unter einigen grünen Bäumen niedergelegt und eingeschlafen. Die Nacht brach herein. Die angenehme Kühlung unter den säuselnden Aesten machten den Schlaf immer süßer und fester. Die Nacht aber ist die Zeit, wo die Raubthiere ihre Höhlen in den Gebirgen verlassen und die Thäler nach Beute durchstreifen. Auf einem dergleichen Streifzüge näherte sich denn auch eine Hyäne dem Platze, wo unser Jäger unbekümmert und unbewacht sich dem Schlafe überlassen hatte. Sie hatte Junge in einer Kluft des Tafelberges. Diesen wollte sie den fetten Jäger zum leckern Abendbrod mitnehmen. Sie lud ihn mit großer Vorsicht auf ihren Rücken, hielt ihn ziemlich sanft bei dem einem Arme und nun ging es im schnellen Trabe durch das Thal hin den luftigen Höhen zu. Das angenehme Schaukeln auf dem Rücken des Ungethüms wiegte den Jäger immer tiefer ein. Schon waren die Vorsprünge des Gebirges überstiegen; schon war die düstre Höhle, wo die jungen Hyänen nach ihrer Mutter heulten, nicht fern: als auf einmal der Stoß einer Felsenkante den Jäger aus seinem gefährlichen Schlummer erweckte. Welch Entsetzen, da er sahe, welch eine Wiege ihm zu Theil worden sey! — Aber die schauderhafte Größe der Gefahr raubte ihm dennoch das Nachdenken nicht.

Er sann, indem der Trott rasch vorwärts ging, ohne sich zu bewegen, auf Mittel der Rettung; und wer sich mit Ruhe besinnt, der findet gewöhnlich auch Mittel. Es fiel ihm ein, daß die Raubthiere der Nacht vor dem Schall der Hörner, wie vor jedem heftigen und scharfen Ton, einen großen Widerwillen haben. Er aber trug ein Hüfthorn an seiner Seite. Dieses ergriff er unvermerkt mit der einen noch freien Hand, setzte es dem Ungethüm dicht an's Ohr und blies mit einem Mal ein so schmetterndes Jägerstückchen hin, daß die Hyäne nun ihrerseits außer sich vor Schrecken den Mann sogleich fallen ließ und mit Geheul sich eiligst davon machte. Er aber stieg, ohne sich weiter aufzuhalten, die Berge wieder hinab, indem er ein Stückchen nach dem andern musicirte, und kam wohlbehalten in seine Heimath zurück.

Edelmuth eines jungen Mädchens.

In Petersburg besteht außer mehrern, der Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend gewidmeten Anstalten auch eine, welche für die Erziehung junger Mädchen von Adel bestimmt ist. Eine bestimmte Anzahl dieser Kinder wird darein durch's Loos aufgenommen, und unentgeldlich erzogen und verpflegt; andere, denen auch die Theilnahme erlaubt ist, bezahlen ein gewisses Jahrgeld. Die ganze Anstalt steht

unter dem Schutze der verwittweten Kaiserin, und führt den Namen Katharinen=Institut.

Bei einer Aufnahme im Jahre 1805 zogen auch zwei Schwestern, die eine noch nicht 10 Jahre alt, und Kinder aus der zahlreichen Familie eines Schiffskapitaines, das Loos. Das älteste Mädchen zog ein weißes, das andere aber ein schwarzes Loos. So jung beide auch waren, so vergossen sie doch bittere Thränen über die Trennung, die ihnen jetzt bevorstand. Ein anderes Fräulein, die Tochter wohlhabender Eltern, bemerkte die Schmerzen jener beiden; schnell lief sie mit ihrem weißen Loose zu jenem Kinde hin, welches ein schwarzes gezogen hatte, gab ihm das ihrige, und führte dasselbe zur Vorsteherin der Anstalt mit folgenden Worten: „Sie sehen, Madame, daß das Glück mir günstig gewesen ist; aber mein Vater hat Mittel genug, für mich die Pension zu bezahlen, und er wird es jenem kleinen Mädchen zu Liebe gewiß gern thun. Erlauben Sie also, daß jene weniger Glückliche den Vortheil genieße, den mir das Schicksal zugedacht hat.

Als die verwittwete Kaiserin von diesem Vorfalle Nachricht erhielt, äußerte sie darüber das lebhafteste Vergnügen, und bezahlte sogleich aus ihrer Börse die Pension der kleinen Wohlthäterin."

Der ehrliche Judenknabe.

Ein armer Jude in Dessau hatte einen Sohn, den er — weil ihm alle Mittel fehlten — von Jugend auf, auf seinen Reisen mitnahm, um ihn zum Handel abzurichten. Das Waarenlager des Vaters war äußerst unbedeutend, und was Vater und Sohn in ihrem Ränzel auf dem Rücken mit sich trugen, war immer ihre ganze Habe.

Sie mußten sich daher beide kümmerlich nähren, weil die Familie des Juden sehr zahlreich war. Wind und Wetter, Frost und Hitze Preis gegeben, irrten sie oft wochenlang herum, ehe sie ihren kleinen Waarenvorrath umsetzen, und einen Theil des Gewinnstes den nothleidenden Ihrigen nach Hause senden konnten. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit waren der einzige Reichthum des Vaters. Immer hatte er bei seiner Armuth jeden Weg verabscheut, sich auf unrechtmäßige Art zu bereichern, und er war viel zu gewissenhaft, als daß er die Wege vieler seiner Glaubensgenossen hätte einschlagen sollen, die sich durch Wucher und List Schätze und Reichthümer erworben hatten, während er kaum den dürftigen Unterhalt gewann. Er hatte die Grundsätze der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, von denen er nie abwich, auch stets auf seine Kinder fortzupflanzen gesucht, und der kleine Markus, sein Reise- und Handelsgefährte,

war schon in seinem zarten Alter das glückliche Ebenbild seines ehrlichen Vaters.

Eines Tages mußte der Letztere wegen Unpäßlichkeit in Wermsdorf, im Meißnischen, zurückbleiben, während sein zwölfjähriger Sohn die umliegenden Dörfer besuchte, und seinen kleinen Vorrath von Waaren feil bot. Ein großes Schloß, welches eine reiche adeliche Familie bewohnte, bewog ihn hier einzusprechen, und sein Heil zu versuchen. Die Frau vom Hause erblickte ihn kaum, als sie ihn in ihr Zimmer rief. „Was suchst du hier Kleiner?“ fragte sie ihn. Mit einer anständigen Dreistigkeit bot er ihr seine Waaren an, die in Hemdknöpfen und andern Kleinigkeiten bestunden. „Hast du nichts weiter, mein Kind?“ fuhr die Dame fort. „Es ist Alles, gnädige Frau,“ antwortete der Knabe. „Gern wollte ich dir etwas abkaufen,“ sagte sie, — „aber ich kann von allen diesen Dingen nichts brauchen. „Haben sie gnädige Frau nichts zu handeln?“ — fragte der Kleine weiter. „Armer Schelm,“ erwiederte diese, — „du wirst mir wohl schwerlich viel abkaufen können.

Um den kleinen Handelsmann indessen nicht ganz vergebens heraufgerufen zu haben, ging sie in ein Nebenzimmer, und brachte einige Kleinigkeiten herbei, unter denen sich denn auch ein sauber gearbeitetes Kästchen von Nußbaum-

holz befand. Der junge Markus besah die Sachen, und fragte nach dem Preis. Die Dame forderte sehr wenig, und der Handel wurde geschlossen. Sie nahm die Bezahlung, weil sie es für Unrecht hielt, dem Knaben durch das Schenken Veranlassung zu geben, künftig zu wenig Werth auf seine Waaren zu legen. Markus eilte, froh über den guten Kauf, nach Wermsdorf zu seinem Vaten. Die erhandelte Waare wurde auf die Seite gelegt, und beide legten sich zur Ruhe.

Markus erwachte früher, als sein Vater, und besah nun seine gekauften Schätze genauer. Das Kästchen gefiel ihm ganz besonders. Es war mit Sammet ausgelegt, und er entdeckte bei weiterer Untersuchung zwei verborgene Schubfächer in demselben. Er zog Eins heraus, und erstaunte nicht wenig, als er eine Einfassung von gediegenem, stark vergoldeten Silber darin fand, welche ehemals ein Portrait enthalten zu haben schien. Seine Verwunderung stieg noch höher, als er es mit Diamanten, von denen er ziemliche Kenntnisse hatte, besetzt fand. Einige hundert Thaler war der Fund, schlecht gerechnet, sicher werth.

Seine Freude darüber war sehr groß; aber sie verminderte sich sehr, als ihm einfiel, daß die Edeldame wohl schwerlich ein so bedeutendes Kleinod dürfte um so einen geringen Preis weg=

gegeben haben. Er hielt es für überflüssig, in diesem kritischen Falle seinen Vater um Rath zu fragen. Sein eigenes Gewissen sagte ihm, was hier zu thun sey.

Er packte die gefundene Kostbarkeit sorgfältig ein, und eilte so schnell als möglich dem Schloß zu. Die Dame war halb verdrießlich, als der kleine Jude sie schon so früh wieder störte. „Ich habe, gnädige Frau," — redete er sie an, mit Ihnen gehandelt, habe aber in den Kästchen, welches Sie mir verkauft haben, etwas gefunden, was doch gar zu kostbar ist. Gewiß haben Sie es nicht gewußt, ich muß es zurückbringen, ich kann es doch nicht behalten." Mit diesen Worten übergab er ihr das Gefundene.

Lange blickte die erstaunte Frau den kleinen Israeliten an. Einer so seltenen Gewissenhaftigkeit hatte sie einen Juden nie fähig geglaubt. Sie war betroffen und gerührt. Lange schon hatte man jenes Kleinod vermißt und gesucht. Man hatte sich endlich damit beruhigen müssen, daß es auf irgend eine Art entwendet worden sey. Sie schloß den ehrlichen Knaben wie ihren Sohn in die Arme, und fragte ihn nach seinem Namen und Geburtsort. Sie wollte ihn nicht wieder von sich lassen, und versprach, künftig in ihrem Hause für sein Glück zu sorgen. „Nein," — sagte der Kleine — „hab ich

noch Brüder und Schwestern, muß ich doch handeln, als der Vater krank ist.“

Er wunderte sich, wie man über eine Handlung so viel Aufhebens machen konnte, die er für nichts weiter als gewöhnliche Pflicht hielt.

Seine Ehrlichkeit mußte indessen belohnt werden, die Dame ging nicht ab. Er erhielt ein Geschenk von 20 Thalern — eine für ihn ungeheure Summe — und die Versicherung, daß er von heute an stets Zutritt und Unterstützung im Hause finden solle. Die That wurde bald unter dem benachtbarten Adel bekannnt, und Markus konnte sicher darauf rechnen, daß er jedesmal einen ansehnlichen Verdienst haben würde, wenn er in die Gegend käme. Der Knabe reifte zum Jüngling und Manne, und sein Handel breitete sich immer mehr aus. Die mehrsten adelichen Familen nahmen ihn zu ihrem Lieferanten, und übertrugen ihm ihre Einkaufsgeschäfte, die er noch jetzt mit großer Pünktlichkeit und Billigkeit besorgt. Seit vielen Jahren ernährt er seine alte, über 90 Jahre alte, Mutter in Dessau, wo er sich nicht mehr aufhält, und läßt seinen ärmern Geschwistern reichliche Unterstützung zufließen.

Der brave Landmann.

Rühr, ein rechtschaffener Landmann in Mistelgau, bei Culmbach im Bayreuthischen,

zeigte bei einer Gelegenheit, wie dankbar er gegen die Wohlthaten seines Gottes und wie eingedenk er der Dürftigen beim Genusse seines täglichen Brodes sey. Als vor einigen Jahren im Frühjahr das Heu in dem äußerst hohen Preise stand, und beinahe für Geld nicht mehr zu haben war, boten einige Männer aus Culmbach diesem braven Rühr für den Centner 2 Gulden und wollten ihm das Geld schon baar auf den Tisch legen. Er aber schlug den angebotenen Vortheil mit edlem Herzen aus und gab im Gegentheil das, was er an Heu entbehren konnte, seinen Mitbauern und Nachbarn, die daran Mangel litten, für 1 Gulden.

Die Bürger aus Culmbach erstaunten über eine solche Herzensgüte, zumal in einer Bauerhütte, und konnten sich gar nicht darin finden, wie es möglich sey, daß ein Mensch das angebotene Geld wieder zurückgebe, da er gern und mit Dank mehr dafür erhalten konnte, weil das Heu diesmal unerhört theuer war; es wären so viele in der Welt, die weit vornehmer, klüger und reicher als dieser Bauer wären und dies gewiß nicht gethan hätten. Mancher nähme wohl noch eins so viel, wenn er es nur bekommen könnte, ob der Andre in Noth und Druck sey, das kümmere ihn nicht. Diese Verwunderung gaben sie den Bauer Rühr zu verstehen. Er aber antwortete: Wie könnte ich

wohl Gott im Himmel besser danken für das liebe Brod, das er mir giebt, als wenn ich andern wieder etwas davon zufliessen lasse. Die Bürger gingen vergnügt nach Culmbach zurück und freuten sich ungemein, eine so edle Menschenseele kennen gelernt zu haben.

Edelmuth und Menschenliebe.

In einem gräflich Reußischen Dorfe bei Greiz im Voigtlande fand man in der großen Hungersnoth 1771 auf einem Erdäpfelfelde ein siebenjähriges Mädchen. Es war so ausgehungert und in einem so erbarmenswürdigen Zustande, daß es kaum noch athmete. Eine Bettlerin, welche nach der Aussage dieses Kindes ungefähr vor einem Jahre in einem Heuschuppen gestorben, hatte es, nebst noch einem ältern Knaben, hinterlassen. Der Knabe war mit seiner Schwester eine Zeitlang betteln gegangen, hatte sie aber nach einiger Zeit verlassen.

So war also das arme Mädchen, von aller Hülfe entblößt, ganz allein in der Irre herumgelaufen und endlich kraftlos bei diesem Felde liegen geblieben. Die Dorfbewohner, kalt und mitleidslos, führten die Kleine an einen andern Ort, ohne sich ihrer Noth zu erbarmen. Aber auch da, wo man sie hinbrachte, wollte man sie nicht aufnehmen, und so war das Kind in Gefahr, zu verschmachten. Der Prediger eines

benachbarten Dorfes, dessen Name verschwiegen geblieben ist, erbarmte sich der verlassenen Kleinen und ließ sie zu sich in sein Haus bringen. Sein Beispiel wirkte wohlthätig auf andere wohlhabende Personen und man that alles Mögliche, um das Mädchen vorerst durch Stärkungen und gute Verpflegung vom Untergange zu retten. Es glückte zur großen Freude des wohlthätigen Predigers. Dieser that nun noch mehr für die gerettete Kleine. Er hatte es dahin gebracht, daß das Kind in das Waisenhaus zu Greiz aufgenommen werden sollte. Schon hatte das Mädchen eine Nacht darin geschlafen, als der edel denkende Prediger plötzlich den Entschluß faßte, das Mädchen in sein Haus zu nehmen, und ferner für ihre gute Erziehung Sorge zu tragen. Er ließ es also aus dem Waisenhause wieder zurückholen und sorgte für dessen künftiges Wohl, als wäre es sein eigenes Kind gewesen. Die Kleine entsprach seinen Erwartungen von ihr und belohnte durch ihren Gehorsam, Fleiß und durch ihr gutes Herz seine menschenfreundliche Handlung vollkommen.

Werth eines guten Verstandes.

Von zwei Brüdern kam einer durch besonders günstige Glücksfälle zu dem hohen Posten eines Statthalters, denn er selbst hatte weder von Seite des Fleißes noch der Talente einige

fähigkeit genug behält, ihnen nicht zu unterliegen, und seinen Kopf und Arm gebraucht, sich und andern nützlich zu werden.

Vereint blieb nun dieses Bruderpaar bis der Tod sie trennte.

Redlichkeit und Biedersinn.

Zwei Schweitzer geriethen über ein Stück Feld mit einander in Streit. Der Eine wollte deshalb die Sache dem Richter zur Entscheidung vortragen, und ihn bitten, den Andern zur Verantwortung einzuladen. Dieser hatte gerade zu der Zeit wo er vor Gericht erscheinen sollte, dringende Geschäfte außer Landes zu besorgen. Er ging daher ohne Bedenken zu seinem Gegner, und bat ihn, er möchte, wenn er seine Klage angebracht, und mit den nöthigen Gründen unterstützt hätte, auch sogleich seine — des Beklagten — Vertheidigung gegen dieselbe vorbringen. Jener, gerührt durch das Zutrauen, welches sein Gegner in seine Redlichkeit setzte, erfüllte die Bitte mit Freuden, und führte die Vertheidigung des Gegners gegen seine eigenen Gründe so redlich, so unpartheiisch, daß er selbst mit seiner Klage abgewiesen, und der Acker seinem Gegner zuerkannt wurde. Nicht genug. Er ging sogar sogleich zu seinem Gegner als dieser zurückgekommen war, und meldete ihm im freundschaftlichen Tone, daß ihm der

Acker zugesprochen, und er selbst seine Klage verloren habe. Kann man sich wohl einen schönern Zug von Redlichkeit und Biedersinn denken, als dieser edle Schweizer äußerte.

Der Scherenschleifer.

Edelmuth und Menschenliebe sind an keinen Stand gebunden; auch in dem Herzen des gemeinsten Menschen haben diese schönen Tugenden oft ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und Mancher unter ihnen beschämt den, der sich durch Stand, Geburt und Bildung besonders ausgezeichnet glaubt. Nachstehende Geschichte ist ein Beleg zu dieser Wahrheit und man wird sie nicht ohne Theilnahme lesen können. —

Im vorigen Jahrhunderte kam ein deutscher Maler in der italienischen Stadt Modena an. Es mangelte ihm an Allem. Vergebens hatte er bereits mehrern Menschen, denen er Theilnahme an seinem Schicksale zutraute, die Hülflosigkeit seiner Lage bekannt gemacht; sie gaben ihm nur leidige Trostworte, aber keine Hülfe. Nur ein Scherenschleifer bewies wahre, thätige Theilnahme an seinem Schicksale. Der Maler welcher nur ganz zufällig seine Bekanntschaft gemacht hatte, ersuchte ihn um ein kleines Nachtlager für einen geringen Preis. Der Scherenschleifer bot ihm die Hälfte des Seinigen an. Der Fremdling suchte Arbeit, fand aber keine.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sein Wirth fuhr fort, ihn zu beherbergen und im eigentlichen Verstande seinen täglichen Bissen Brod mit ihm zu theilen. Der Kummer über die Traurigkeit seiner Lage warf den Maler aufs Krankenbette. Der Scherenschleifer verlor die Geduld nicht; seine Theilnahme nahm nicht ab, sondern zu. Der Kranke brauchte Arzneimittel; er konnte sich nicht mehr mit den groben Speisen begnügen, mit denen er bisher zufrieden gewesen war. Es mußte also mehr Geld geschafft werden. Der Scherenschleifer fühlte dies fast noch eher, als der Kranke selbst. Was that er? Er stand jetzt früher auf, ging später zu Bette, blos, um durch seiner Hände Arbeit mehr für einen Andern zu verdienen, von dem es gar nicht den Anschein hatte, daß er ihm seine Dienste vergelten und seine Auslagen wieder erstatten könne.

Allein darum bekümmerte er sich auch nicht. Er war vollkommen zufrieden, wenn er täglich etwas mehr verdienen konnte, als bisher. Ob er gleich, zum Besten des Fremden, sich schon an seinem Schlafe abgebrochen hatte, brach er sich dennoch immer mehr ab, so daß er zuweilen halbe Nächte bei dem Kranken zubrachte.

Die Krankheit des Malers dauerte ziemlich lange. Der edle Scherenschleifer blieb sich immer gleich; hatte stets eine heitere Miene für den Leidenden, einen kräftigen Trostspruch für

ihn im Munde und machte ihm sein Krankenlager so erträglich als er nur immer konnte. Endlich wurde der Maler wieder hergestellt und erhielt bald darauf aus seinem Vaterlande Geld. Sogleich dachte er an die Bezahlung seiner Schuld und machte sich eine Freude daraus, noch etwas mehr wieder erstatten zu können, als man ihm auf eine so edle Weise geliehen hatte. Aber wie erstaunte er, als der Scherenschleifer sich durchaus weigerte, die geringste Belohnung für seine Mühe anzunehem. „Was ich für sie that,“ sprach er, „habe ich gern und ohne Eigennutz gethan; betrachten Sie die Schuld, welche Sie gemacht haben, als eine solche, die Sie dem ersten ehrlichen Manne, welcher sich im Unglücke befindet, wieder entrichten müssen. Ich hatte ehemals einem Andern eine ähnliche Wohlthat zu verdanken und gelobte dem Himmel, an einem Andern wieder zu bezahlen, was ein Andrer für mich ausgelegt hatte. Gott hat mir Gelegenheit gegeben, mein Gelübde zu erfüllen. Ich danke ihm mit gerührtem Herzen. Vergessen Sie übrigens nicht, ein Gleiches zu thun, wenn Ihnen eine gleiche Gelegenheit vorkommt.“ — So dachte und handelte ein Scherenschleifer. Friede mit seiner Asche! —

Georg Kramer, der Schubkärner.

Im Jahre 1748 marschirte ein kaiserliches Dragonerregiment aus den Niederlanden nach

Oestreich und hatte am 1. November Rasttag zu Hohenleube, einem gräflich reussischen Marktflecken im Voigtland. Ein gemeiner Dragoner dieses Regiments, Namens Balthasar Klemens, aus Mainz gebürtig, hatte in den Niederlanden seine junge und geliebte Frau, eine Baierin, durch den Tod verloren. Sie hinterließ dem Gatten einen zweijährigen Knaben, an dem sein Herz mit großer Liebe hing. Dies mutterlose verlassne Kind zu pflegen, kostete dem zärtlichen Vater auf seinem langen und beschwerlichen Marsche viele Mühe. Zwar hatte ihm sein Rittmeister erlaubt, sich mit dem Kleinen zuweilen auf einen Packwagen zu setzen; aber dies schien dem Kinde selbst Gefahr zu bringen. Er nahm sich also, nachdem er das Kind unter tausend Beschwerden bis nach Hohenleuben gebracht hatte, vor, es zu dem Verwandten seiner verstorbenen Frau nach Baiern zu schicken. Er sah sich nach einem ehrlichen Manne um und fand ihn in der Person eines Taglöhners, Namens Georg Kramer. Er kam mit diesem Manne überein, daß er das Kind für 6 Dukaten nach Mayenburg in Baiern bringen sollte. Denn an diesem Orte lebte der leibliche Bruder seiner verstorbnen Frau, Thomas Wiedemann, ein Fleischhauer. Um jedoch der Treue unsers Taglöhners sich fest zu versichern, mußte dieser ihm vor der Obrigkeit mit Hand und Mund versprechen, das Kind christlich zu behandeln

und treulich an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Die Obrigkeit gab unserm Kramer, den vom Dragoner erhaltenen Trau = Todtenschein wegen seiner Frau, desgleichen den Taufschein des Kindes, nebst einem Reisepaß. Nun drückte der Vater sein Kind nochmals ans Herz und überließ es dem Schutze des Taglöhners. Dieser machte sich über seinen Schubkarren, den er bei seiner täglichen Berufsarbeit brauchte, ein Verdeck, unter welchem das Kind, wie in einem Korbe, bequem liegen konnte, und trat am 6 November des genannten Jahres, mit seiner sonderbaren Fracht wohlgemuth seine Wanderschaft an. Die Reise ging glücklich von statten; das Kind schlummerte gewöhnlich, und wenn Kramer irgendwo einkehrte, fanden sich immer liebreiche Mütter, welche den kleinen Passagier mit Nahrung versorgten. Um sich jedoch nicht dem kleinsten Verdacht der Treulosigkeit auszusetzen, ließ der verständige Kramer in jedem erheblichen Orte, wo er durchging, von der Obrigkeit auf seinem Passe bezeugen, daß er das Kind gesund und frisch bis hieher gebracht habe. Am 13. November kam endlich der brave Mann mit dem Kinde glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle, und hatte in 8 Tagen 36 Meilen mit seinem Schubkarren zurückgelegt. Voll froher Hoffnung schob er gerade vor das Haus des Fleischhauers. Allein wie groß war sein Erstaunen, als der Besitzer

desselben ihn mit seiner Ladung abwies und versicherte: er könne nicht fremde Kinder ernähren. „Nun so komm denn, Kleiner! sagte kurz entschlossen der Taglöhner, ich will dich zur Obrigkeit fahren, sie wird, hoffe ich, christlicher denken, als der leibliche Bruder deiner verstorbenen Mutter. —

Gesagt, gethan. Kramer schob getrost zum Gerichtsherrn von Mayenburg, dem Baron von Burgau. Dieser befand sich gerade in der Gerichtsstube, hörte Kramer's Anbringen gütig an, wurde vom Mitleid gegen das Kind durchdrungen und sprach: will dich kein Verwandter haben, so will ich dich nehmen. Er ließ das Kind, welches sanft schlummerte, nach Hause tragen und übergab es seinen beiden Schwestern. Diese guten Seelen nahmen das kleine Geschöpf mit Zärtlichkeit auf und erzogen es. Dem braven Kramer kaufte der Baron seinen Schubkarren ab, um ihn aufzuheben, und dem Knaben, wenn er herangewachsen wäre, in demselben das Fuhrwerk vorzuzeigen, welches ihn aus dem Voigtland nach Baiern gebracht hätte.

Kramer wurde für seine bewiesene Treue noch überdies von der menschenfreundlichen Familie, die den wahrhaften Adel besaß, reichlich beschenkt und mit einem förmlichen Zeugnisse versehen, daß er seinen Auftrag auf das redlichste ausgerichtet hätte. Nach seiner Rück-

kehr schrieb das gräfliche Amt zu Hohenleuben unterm 21. November nach Wien, an den Vater des Kindes, den Dragoner, Klemens, und meldete ihm den ganzen Vorfall.

Wie sehr sein Herz den edlen Baron und seine ihm ähnlichen Geschwister gesegnet haben werde, läßt sich leicht denken.

Kindliche Liebe.

Im vorigen Jahrhundert lebte zu London ein fast hundertjähriger Greis, von Profession ein Schneider, in großer Dürftigkeit. Er hatte zwölf Söhne, welche alle Soldaten waren, aber freilich nichts weiter zu verzehren hatten, als ihre Löhnung. Einst bekamen sie Urlaub vom Regiment und besuchten ihren alten Vater. Aber wie fanden sie ihn! Leider ohne Brod! „Kein Brod, rief Einer von den Söhnen, und hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben? dem guten Vater muß Hülfe werden. Aber wie? Ist denn kein Leihhaus hier?“ „Was wird das „helfen,“ wendete ein Anderer ein, wir haben „ja nichts zu verpfänden.“ „Nichts zu verpfänden?“ sagte der Jüngste. „Wir hätten gar nichts zu verpfänden? O, ihr sollt sehen, meine Brüder. Unser Vater ist ein rechtschaffener Mann gewesen; dies Zeugniß kann ihm jeder geben, der ihn kannte und noch kennt. Er hat sein Handwerk so lange getrieben, als er konnte

und soll jetzt Mangel leiden? Wir dienen dem Vaterlande seit mehrern Jahren, niemand kann uns etwas Böses nachsagen. Wir sind Menschen, die ihre Ehre noch haben. Laßt uns diese Ehre verpfänden. Sollte man uns auf ein solches Unterpfand nicht 50 Pf. Sterling leihen wollen?" — Dieser Gedanke fand bei den übrigen Brüdern allgemein Beifall und sie schrieben und unterzeichneten folgendes Billet:

„Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der beinahe hundert Jahre alt und äußerst dürftig ist, alle eifrig im Dienste des Königs, und des Vaterlandes, bitten die Direktion des Leihhauses um die Summe von 50 Pf. Sterling, um ihren armen Vater unterstützen zu können. Zur Sicherheit verpfänden sie insgesammt ihre Ehre und versprechen, genannte Summe binnen Jahresfrist wieder zu bezahlen."

Dieses Billet übergaben sie der Direktion. Man zahlte ihnen die verlangte Summe, zerriß die Verschreibung und versprach, den Alten, so lange er noch leben würde, zu versorgen. Diese Begebenheit wurde in wenig Tagen allgemein bekannt und Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, waren begierig den Greis zu sehen, welcher so brave Söhne hatte. Es fielen sehr ansehnliche Geschenke ab, und der alte Mann kam, im hohen Winter seines Lebens, noch in

so gute Umstände, daß er seinen Söhnen ein nicht unansehnliches Kapitälchen zur Belohnung ihrer Kindesliebe hinterlassen konnte.

Edle Handlung.

Zu Aurach im Landgerichte Herrieden des Königreichs Baiern, fiel am 10. August 1817 der elfjährige Sohn eines dortigen Einwohners (Leis) in die mit Stangen zur Verhütung eines Unglücks eingefaßte, zehn Schuh tiefe Pferde-Schwemme, indem eine dieser Stangen, auf die er sich mit andern Schulknaben gesetzt hatte, brach. Sämmtliche Knaben liefen, wie es bei solchen Veranlassungen gewöhnlich geschieht aus Schrecken davon; nur einer, Namens Rieger, zehn Jahre alt, hatte Geistesgegenwart und Gutherzigkeit genug, sich an den Verunglückten zu wagen, und ihn mit eigener Lebensgefahr dadurch zu retten, daß er sich schnell an das Ufer niederwarf, den Verunglückten, den das Wasser einige Mal in die Höhe stieß, bei den Haaren packte, an sich zog, und zuletzt mit vieler Mühe und eigener Lebensgefahr, mit Hülfe eines wieder herbeigekommenen größern Knaben auf das Trockene brachte und rettete. Das schmale Ufer, das nämlich auf der andern Seite mit einem gleichfalls tiefen Wassergraben begrenzt ist, und die Entfernung des Wassers der Schwemme vom Rande des

Das redliche Mädchen.

Ein Fuhrmann aus Wien verlor am 4ten des Erndtemonats 1813 Abends um halb 8 Uhr in einem Sacke 755 fl. auf seiner Abfahrt von Straubing nach Aitershofen. Das zehnjährige Mädchen des Hausknechtes beim Bierbrauer Scharl zu Straubing, Anna Maria Geyer, fand dieses Geld an der Landstrasse ausserhalb dem Ludwigsthore, und dasselbe wurde des andern Tages durch den braven Vater dieses redlichen Kindes unversehrt und in vollkommenem Zustande auf das Königl. Polizeibüreau gebracht. Der geängstete Fuhrmann, welcher das Unglück hatte, dieses Geld zu verlieren, und der, da es noch dazu nicht sein Eigenthum war, es seinem Herrn hätte ersetzen müssen, und schon voll Verzweiflung zu einem unglücklichen Schritte sich wollte hinreissen lassen, war durch die Ehrlichkeit des braven Vaters der redlichen Finderin so sehr erfreut, daß er sie mit einem seinem Vermögen angemessenen ansehnlichen Trinkgelde beschenkte, und gerne noch mehr gegeben hätte, wenn er es bei seinen ohnehin gehabten Auslagen vermocht hätte. Er verdankte seine Rettung der Redlichkeit des braven Kindes und des wackern Vaters, und schon dieses gewissenberuhigende Bewußtseyn ist vor Gott und allen redlichen Menschen eine freudige Belohnung. Möchten alle Menschen so handeln, und sich nie durch Unglücke Anderer zu bereichern suchen.

Edle Handlung zweier baierischer Soldaten.

Während der Belagerung von Glogau wurde am 10. November 1806 eine alte Frau mit einem kleinen Kinde, ihrem Enkel, auf dem Arme auf die Oderbrücke gestoßen. Hinter ihr wurde die Fallbrücke aufgezogen, vor ihr ein Theil der Brücke abgebrochen. — Sie konnte also weder vor= noch rückwärts kommen, und mußte auf den Trümmern der Brücke die ganze Nacht hindurch Todesangst aushalten, auch war sie bei der damaligen Kälte der Gefahr ausgesetzt, in Schlummer zu gerathen, und in die Tiefe zu stürzen, oder erschossen zu werden, indem die hinter der Fallbrücke aufgestellten Preußen die Nacht hindurch ununterbrochen über die Oder auf die baierischen Soldaten feuerten.

Als man sie bei Tages Anbruche in dieser schaudervollen isolirten Lage, auf dem schmalen Raume, zwischen den Kämpfenden erblickte, entschlossen sich der Korporal Ziegler und der Gemeine Anton Klaiber, vom Königlich=Baierischen Jäger=Bataillon Taxis, ihre Rettung zu versuchen. Sie gaben ihr Vorhaben dem Feinde zu erkennen, und die preußischen Offiziere versprachen, so lange man mit der Rettung der Frau beschäftiget sey, das Feuer auszusetzen. Mit der größten Lebensgefahr wagten Ziegler und Klaiber über einen schmalen

schneidenden Balken und einige Pfeiler zu klettern und zu rutschen, und retteten so die Alte und das Kind glücklich.

Baierns König, der geliebte Vater seines Volkes, ließ dieses menschenfreundliche Unternehmen nicht unbelohnt. Ein Armeebefehl bestimmte jedem dieser beiden braven Männer, welche selbst in den Umgebungen des Elendes und der Verzweiflung sich gedrungen fühlten, mit eigener Aufopferung der leidenden Menschheit beizustehen, ein authentisches Zeugniß über ihre edelmüthige Handlung mit einer genauen Beschreibung derselben, und eine Gratifikation von 20 Dukaten zuzustellen.

Der furchtbare Nagel.

Im Jahre 1795 starb in dem Städtchen Greifenberg, in der Ukermark, der dasige Prediger Wesenberg. Dieser Mann hatte sich, einige Jahre vor seinem Tode, einmal mit der Vorbereitung zur nächsten Sonntags-Predigt sehr verspätet. Er studirte daher, gegen seine sonstige Gewohnheit, den Sonnabend bis in die späte Nacht. Zum Unglück hatte er sich aber nicht mit genugsamen Lichte versehen. Alles um ihn her lag bereits im tiefen Schlafe begraben, als der kleine Rest seines Lichtes nahe daran war, zu verlöschen. Da die Predigt noch nicht fertig war, so mußte Wesenberg

welcher sie wörtlich zu kopiren pflegte, nothwendig noch einige Zeit aufbleiben, um seine Arbeit zu vollenden. Ungerne wollte er die Seinigen aufwecken, ohne deren Beihülfe er doch schlechterdings kein Licht zu bekommen wußte. Schnell fiel ihm ein, daß er in der Kirche auf dem Altare, ein Restchen von einem Wachslichte liegen gesehen hatte, welches für den Kirchengebrauch nicht groß genug mehr war, und ihm ohnedieß rechtmäßig zufiel. Sogleich entschloß er sich, da die Kirche nur wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt, und der Schlüssel dazu in seinem Zimmer war, hinzugehen, um das Wachslicht zu holen. Es war ganz finster; aber dies schreckte den Prediger nicht im geringsten. Da ihm das Lokal genau bekannt war, glaubte er, das, was er suche, leicht finden zu können. Nicht ohne Mühe, und nach einigem Aufenthalte, hatte der, im Finstern herumgreifende, Prediger, jetzt das Wachslicht wirklich gefunden, und wollte sich eilig entfernen, damit nicht etwa, während der Zeit, sein Licht zu Hause auslöschete. In diesem Augenblicke aber fühlt er sich auf einmal fest gehalten. Ein kleiner Schauder überlief den sonst furchtlosen Mann allerdings. Da er jedoch ziemlich stark war, so riß er sich mit Anstrengung los, und eilte, so sehr er nur konnte, seiner Wohnung zu. Es war hohe Zeit, daß er hier ankam. Sein kleines Restchen Licht wollte eben verlöschen. — Der

Prediger zündete nun sein Wachslicht an, und schrieb, in ziemlicher Gemüthsbewegung, seine Predigt vollends auf. Das kleine Abentheuer, welches er bestanden hatte, wollte ihm nicht aus dem Kopfe. Gut, sagte er indeß bei sich selbst, daß ich wenigstens Besonnenheit genug hatte, die Kirchenthüre zuzuschließen. Ich werde vielleicht morgen früh die Ursache dessen, was mich fest hielt, entdecken. Und er entdeckte sie wirklich. Als er gleich mit früheſtem Morgen des folgenden Sonntags die Gegend genau untersuchte, wo er fest gehalten worden war, — entdeckte er — einen Nagel mit einer scharfen Hervorragung, welche mit der Kleidung desjenigen, der sich, so wie er, dem Altar genähert hatte, nothwendig in Collision kommen mußte. Um sich von der Wahrheit seiner Beobachtung noch mehr zu überzeugen, untersuchte er, sobald er seine Wohnung wieder betreten hatte, den Hausoberrock, welchen er in der vorigen Nacht angehabt hatte und — fand, was er suchte. — Ein ziemlich großer Riß in dem bereits stark abgetragenen und langen Hausrocke, überzeugte ihn vollkommen, daß die unbekannte Kraft, welche ihn in der gefährlichen Mitternachtstunde festgehalten hatte, nichts mehr und nichts weniger als ein alter Nagel gewesen wäre.

Geistesgegenwart.

Ein Jäger in dem Vorgebirge der guten Hoffnung müde von der brennenden Hitze dieses

Himmelsstriches und dem Umherstreifen in Bergen und Thälern, hatte sich, nicht mehr weit von seiner Wohnung, unter einigen grünen Bäumen niedergelegt und eingeschlafen. Die Nacht brach herein. Die angenehme Kühlung unter den säuselnden Aesten machten den Schlaf immer süßer und fester. Die Nacht aber ist die Zeit, wo die Raubthiere ihre Höhlen in den Gebirgen verlassen und die Thäler nach Beute durchstreifen. Auf einem dergleichen Streifzüge näherte sich denn auch eine Hyäne dem Platze, wo unser Jäger unbekümmert und unbewacht sich dem Schlafe überlassen hatte. Sie hatte Junge in einer Kluft des Tafelberges. Diesen wollte sie den fetten Jäger zum leckern Abendbrod mitnehmen. Sie lud ihn mit großer Vorsicht auf ihren Rücken, hielt ihn ziemlich sanft bei dem einem Arme und nun ging es im schnellen Trabe durch das Thal hin den luftigen Höhen zu. Das angenehme Schaukeln auf dem Rücken des Ungethüms wiegte den Jäger immer tiefer ein. Schon waren die Vorsprünge des Gebirges überstiegen; schon war die düstre Höhle, wo die jungen Hyänen nach ihrer Mutter heulten, nicht fern: als auf einmal der Stoß einer Felsenkante den Jäger aus seinem gefährlichen Schlummer erweckte. Welch Entsetzen, da er sahe, welch eine Wiege ihm zu Theil worden sey! — Aber die schauderhafte Größe der Gefahr raubte ihm dennoch das Nachdenken nicht.

Er sann, indem der Trott rasch vorwärts ging, ohne sich zu bewegen, auf Mittel der Rettung; und wer sich mit Ruhe besinnt, der findet gewöhnlich auch Mittel. Es fiel ihm ein, daß die Raubthiere der Nacht vor dem Schall der Hörner, wie vor jedem heftigen und scharfen Ton, einen großen Widerwillen haben. Er aber trug ein Hüfthorn an seiner Seite. Dieses ergriff er unvermerkt mit der einen noch freien Hand, setzte es dem Ungethüm dicht an's Ohr und blies mit einem Mal ein so schmetterndes Jägerstückchen hin, daß die Hyäne nun ihrerseits außer sich vor Schrecken den Mann sogleich fallen ließ und mit Geheul sich eiligst davon machte. Er aber stieg, ohne sich weiter aufzuhalten, die Berge wieder hinab, indem er ein Stückchen nach dem andern musicirte, und kam wohlbehalten in seine Heimath zurück.

Edelmuth eines jungen Mädchens.

In Petersburg besteht außer mehrern, der Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend gewidmeten Anstalten auch eine, welche für die Erziehung junger Mädchen von Adel bestimmt ist. Eine bestimmte Anzahl dieser Kinder wird darein durch's Loos aufgenommen, und unentgeldlich erzogen und verpflegt; andere, denen auch die Theilnahme erlaubt ist, bezahlen ein gewisses Jahrgeld. Die ganze Anstalt steht

unter dem Schutze der verwittweten Kaiserin, und führt den Namen Katharinen-Institut.

Bei einer Aufnahme im Jahre 1805 zogen auch zwei Schwestern, die eine noch nicht 10 Jahre alt, und Kinder aus der zahlreichen Familie eines Schiffskapitaines, das Loos. Das älteste Mädchen zog ein weißes, das andere aber ein schwarzes Loos. So jung beide auch waren, so vergossen sie doch bittere Thränen über die Trennung, die ihnen jetzt bevorstand. Ein anderes Fräulein, die Tochter wohlhabender Eltern, bemerkte die Schmerzen jener beiden; schnell lief sie mit ihrem weißen Loose zu jenem Kinde hin, welches ein schwarzes gezogen hatte, gab ihm das ihrige, und führte dasselbe zur Vorsteherin der Anstalt mit folgenden Worten: „Sie sehen, Madame, daß das Glück mir günstig gewesen ist; aber mein Vater hat Mittel genug, für mich die Pension zu bezahlen, und er wird es jenem kleinen Mädchen zu Liebe gewiß gern thun. Erlauben Sie also, daß jene weniger Glückliche den Vortheil genieße, den mir das Schicksal zugedacht hat.

Als die verwittwete Kaiserin von diesen Vorfalle Nachricht erhielt, äußerte sie darüber das lebhafteste Vergnügen, und bezahlte sogleich aus ihrer Börse die Pension der kleinen Wohlthäterin."

Der ehrliche Judenknabe.

Ein armer Jude in Dessau hatte einen Sohn, den er — weil ihm alle Mittel fehlten — von Jugend auf, auf seinen Reisen mitnahm, um ihn zum Handel abzurichten. Das Waarenlager des Vaters war äußerst unbedeutend, und was Vater und Sohn in ihrem Ränzel auf dem Rücken mit sich trugen, war immer ihre ganze Habe.

Sie mußten sich daher beide kümmerlich nähren, weil die Familie des Juden sehr zahlreich war. Wind und Wetter, Frost und Hitze Preis gegeben, irrten sie oft wochenlang herum, ehe sie ihren kleinen Waarenvorrath umsetzen, und einen Theil des Gewinnstes den nothleidenden Ihrigen nach Hause senden konnten. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit waren der einzige Reichthum des Vaters. Immer hatte er bei seiner Armuth jeden Weg verabscheut, sich auf unrechtmäßige Art zu bereichern, und er war viel zu gewissenhaft, als daß er die Wege vieler seiner Glaubensgenossen hätte einschlagen sollen, die sich durch Wucher und List Schätze und Reichthümer erworben hatten, während er kaum den dürftigen Unterhalt gewann. Er hatte die Grundsätze der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, von denen er nie abwich, auch stets auf seine Kinder fortzupflanzen gesucht, und der kleine Markus, sein Reise- und Handelsgefährte,

war schon in seinem zarten Alter das glückliche Ebenbild seines ehrlichen Vaters.

Eines Tages mußte der Letztere wegen Unpäßlichkeit in Wermsdorf, im Meißnischen, zurückbleiben, während sein zwölfjähriger Sohn die umliegenden Dörfer besuchte, und seinen kleinen Vorrath von Waaren feil bot. Ein großes Schloß, welches eine reiche adeliche Familie bewohnte, bewog ihn hier einzusprechen, und sein Heil zu versuchen. Die Frau vom Hause erblickte ihn kaum, als sie ihn in ihr Zimmer rief. „Was suchst du hier Kleiner?“ fragte sie ihn. Mit einer anständigen Dreistigkeit bot er ihr seine Waaren an, die in Hemdköpfen und andern Kleinigkeiten bestunden. „Hast du nichts weiter, mein Kind?“ fuhr die Dame fort. „Es ist Alles, gnädige Frau,“ antwortete der Knabe. „Gern wollte ich dir etwas abkaufen,“ sagte sie, — „aber ich kann von allen diesen Dingen nichts brauchen. „Haben sie gnädige Frau nichts zu handeln?“ — fragte der Kleine weiter. „Armer Schelm,“ erwiederte diese, — „du wirst mir wohl schwerlich viel abkaufen können.

Um den kleinen Handelsmann indessen nicht ganz vergebens heraufgerufen zu haben, ging sie in ein Nebenzimmer, und brachte einige Kleinigkeiten herbei, unter denen sich denn auch ein sauber gearbeitetes Kästchen von Nußbaum-

holz befand. Der junge Markus besah die Sachen, und fragte nach dem Preis. Die Dame forderte sehr wenig, und der Handel wurde geschlossen. Sie nahm die Bezahlung, weil sie es für Unrecht hielt, dem Knaben durch das Schenken Veranlassung zu geben, künftig zu wenig Werth auf seine Waaren zu legen. Markus eilte, froh über den guten Kauf, nach Wermsdorf zu seinem Vaten. Die erhandelte Waare wurde auf die Seite gelegt, und beide legten sich zur Ruhe.

Markus erwachte früher, als sein Vater, und besah nun seine gekauften Schätze genauer. Das Kästchen gefiel ihm ganz besonders. Es war mit Sammet ausgelegt, und er entdeckte bei weiterer Untersuchung zwei verborgene Schubfächer in demselben. Er zog Eins heraus, und erstaunte nicht wenig, als er eine Einfassung von gediegenem, stark vergoldeten Silber darin fand, welche ehemals ein Portrait enthalten zu haben schien. Seine Verwunderung stieg noch höher, als er es mit Diamanten, von denen er ziemliche Kenntnisse hatte, besetzt fand. Einige hundert Thaler war der Fund, schlecht gerechnet, sicher werth.

Seine Freude darüber war sehr groß; aber sie verminderte sich sehr, als ihm einfiel, daß die Edeldame wohl schwerlich ein so bedeutendes Kleinod dürfte um so einen geringen Preis weg=

gegeben haben. Er hielt es für überflüssig, in diesem kritischen Falle seinen Vater um Rath zu fragen. Sein eigenes Gewissen sagte ihm, was hier zu thun sey.

Er packte die gefundene Kostbarkeit sorgfältig ein, und eilte so schnell als möglich dem Schloß zu. Die Dame war halb verdrießlich, als der kleine Jude sie schon so früh wieder störte. „Ich habe, gnädige Frau,“ — redete er sie an, mit Ihnen gehandelt, habe aber in den Kästchen, welches Sie mir verkauft haben, etwas gefunden, was doch gar zu kostbar ist. Gewiß haben Sie es nicht gewußt, ich muß es zurückbringen, ich kann es doch nicht behalten.“ Mit diesen Worten übergab er ihr das Gefundene.

Lange blickte die erstaunte Frau den kleinen Israeliten an. Einer so seltenen Gewissenhaftigkeit hatte sie einen Juden nie fähig geglaubt. Sie war betroffen und gerührt. Lange schon hatte man jenes Kleinod vermißt und gesucht. Man hatte sich endlich damit beruhigen müssen, daß es auf irgend eine Art entwendet worden sey. Sie schloß den ehrlichen Knaben wie ihren Sohn in die Arme, und fragte ihn nach seinem Namen und Geburtsort. Sie wollte ihn nicht wieder von sich lassen, und versprach, künftig in ihrem Hause für sein Glück zu sorgen. „Nein,“ — sagte der Kleine — „hab ich

noch Brüder und Schwestern, muß ich doch handeln, als der Vater krank ist."

Er wunderte sich, wie man über eine Handlung so viel Aufhebens machen konnte, die er für nichts weiter als gewöhnliche Pflicht hielt.

Seine Ehrlichkeit mußte indessen belohnt werden, die Dame ging nicht ab. Er erhielt ein Geschenk von 20 Thalern — eine für ihn ungeheure Summe — und die Versicherung, daß er von heute an stets Zutritt und Unterstützung im Hause finden solle. Die That wurde bald unter dem benachtbarten Adel bekannnt, und Markus konnte sicher darauf rechnen, daß er jedesmal einen ansehnlichen Verdienst haben würde, wenn er in die Gegend käme. Der Knabe reifte zum Jüngling und Manne, und sein Handel breitete sich immer mehr aus. Die mehrsten adelichen Familen nahmen ihn zu ihrem Lieferanten, und übertrugen ihm ihre Einkaufsgeschäfte, die er noch jetzt mit großer Pünktlichkeit und Billigkeit besorgt. Seit vielen Jahren ernährt er seine alte, über 90 Jahre alte, Mutter in Dessau, wo er sich nicht mehr aufhält, und läßt seinen ärmern Geschwistern reichliche Unterstützung zufließen.

Der brave Landmann.

Rühr, ein rechtschaffener Landmann in Mistelgau, bei Culmbach im Bayreuthischen,

zeigte bei einer Gelegenheit, wie dankbar er gegen die Wohlthaten seines Gottes und wie eingedenk er der Dürftigen beim Genusse seines täglichen Brodes sey. Als vor einigen Jahren im Frühjahr das Heu in dem äußerst hohen Preise stand, und beinahe für Geld nicht mehr zu haben war, boten einige Männer aus Culmbach diesem braven Rühr für den Centner 2 Gulden und wollten ihm das Geld schon baar auf den Tisch legen. Er aber schlug den angebotenen Vortheil mit edlem Herzen aus und gab im Gegentheil das, was er an Heu entbehren konnte, seinen Mitbauern und Nachbarn, die daran Mangel litten, für 1 Gulden.

Die Bürger aus Culmbach erstaunten über eine solche Herzensgüte, zumal in einer Bauerhütte, und konnten sich gar nicht darin finden, wie es möglich sey, daß ein Mensch das angebotene Geld wieder zurückgebe, da er gern und mit Dank mehr dafür erhalten konnte, weil das Heu diesmal unerhört theuer war; es wären so viele in der Welt, die weit vornehmer, klüger und reicher als dieser Bauer wären und dies gewiß nicht gethan hätten. Mancher nähme wohl noch eins so viel, wenn er es nur bekommen könnte, ob der Andre in Noth und Druck sey, das kümmere ihn nicht. Diese Verwunderung gaben sie den Bauer Rühr zu verstehen. Er aber antwortete: Wie könnte ich

wohl Gott im Himmel besser danken für das liebe Brod, das er mir giebt, als wenn ich andern wieder etwas davon zufliessen lasse. Die Bürger gingen vergnügt nach Culmbach zurück und freuten sich ungemein, eine so edle Menschenseele kennen gelernt zu haben.

Edelmuth und Menschenliebe.

In einem gräflich Reußischen Dorfe bei Greiz im Voigtlande fand man in der großen Hungersnoth 1771 auf einem Erdäpfelfelde ein siebenjähriges Mädchen. Es war so ausgehungert und in einem so erbarmenswürdigen Zustande, daß es kaum noch athmete. Eine Bettlerin, welche nach der Aussage dieses Kindes ungefähr vor einem Jahre in einem Heuschuppen gestorben, hatte es, nebst noch einem ältern Knaben, hinterlassen. Der Knabe war mit seiner Schwester eine Zeitlang betteln gegangen, hatte sie aber nach einiger Zeit verlassen.

So war also das arme Mädchen, von aller Hülfe entblößt, ganz allein in der Irre herumgelaufen und endlich kraftlos bei diesem Felde liegen geblieben. Die Dorfbewohner, kalt und mitleidslos, führten die Kleine an einen andern Ort, ohne sich ihrer Noth zu erbarmen. Aber auch da, wo man sie hinbrachte, wollte man sie nicht aufnehmen, und so war das Kind in Gefahr, zu verschmachten. Der Prediger eines

benachbarten Dorfes, dessen Name verschwiegen geblieben ist, erbarmte sich der verlassenen Kleinen und ließ sie zu sich in sein Haus bringen. Sein Beispiel wirkte wohlthätig auf andere wohlhabende Personen und man that alles Mögliche, um das Mädchen vorerst durch Stärkungen und gute Verpflegung vom Untergange zu retten. Es glückte zur großen Freude des wohlthätigen Predigers. Dieser that nun noch mehr für die gerettete Kleine. Er hatte es dahin gebracht, daß das Kind in das Waisenhaus zu Greiz aufgenommen werden sollte. Schon hatte das Mädchen eine Nacht darin geschlafen, als der edel denkende Prediger plötzlich den Entschluß faßte, das Mädchen in sein Haus zu nehmen, und ferner für ihre gute Erziehung Sorge zu tragen. Er ließ es also aus dem Waisenhause wieder zurückholen und sorgte für dessen künftiges Wohl, als wäre es sein eigenes Kind gewesen. Die Kleine entsprach seinen Erwartungen von ihr und belohnte durch ihren Gehorsam, Fleiß und durch ihr gutes Herz seine menschenfreundliche Handlung vollkommen.

Werth eines guten Verstandes.

Von zwei Brüdern kam einer durch besonders günstige Glücksfälle zu dem hohen Posten eines Statthalters, denn er selbst hatte weder von Seite des Fleißes noch der Talente einige

Verdienste. Seine großen Einkünfte machten ihn ganz sorgenlos und unthätig.

Der andere Bruder hingegen war arm, und durfte ihm nicht vor die Augen kommen, ob er ihm gleich hätte helfen können. Er lebte aber doch zufrieden mit dem Wenigen, was er besaß.

Indeß schien sich auf einmal das Schicksal beider Brüder zu wenden. Es entstand eine heftige Erderschütterung Das Meer und die Ströme traten aus: das Feuer brach aus der Erde hervor, und was dieses nicht verzehrte, überschwemmten jene, und machten die ganze Provinz zu einer Wüste.

Der Statthalter verlor alle seine Reichthümer und rettete nur sein Leben. Da nun das ganze Land verheert war, und die wenigen Einwohner sich zerstreuten, so verlor er auch sein Amt und sein Ansehen. Arbeiten konnte er nicht; es blieb ihm also nichts übrig, als das Erbarmen gutherziger Menschen anzuflehen.

Endlich war er des Bettels und der Beleidigungen, die er dabei erdulden mußte, müde, und entschloß sich seinen Bruder aufzusuchen, dem er vorher so schimpflich begegnet war.

Schon nahte er sich dem Orte, wo seine vormalige Hütte stand; aber wie erstaunte er,

da er an deren Selle ein weit besseres Haus mit den blühendsten Gärten und Aeckern erblickte. — Er trat in das Haus. Der Gram, das Elend, und der erbärmliche Anzug, in dem er einher ging, hatte ihn so unkenntlich gemacht, daß es Mühe kostete, seinen Bruder zu überzeugen, daß er der vorige Statthalter wäre.

Dieser Bruder war großmüthig genug ihn liebreich zu empfangen, und machte ihm keine andern Vorwürfe, als daß er nicht eher ihn aufgesucht habe. Darauf theilte er mit ihm von allem, was er besaß. Bruder! rief nun der verarmte Statthalter vor Scham und Reue, vergieb mir, ich habe deiner brüderlichen Liebe mich unwürdig gemacht; ich will sie erst wieder verdienen. — Und der Bruder hatte genug zu thun ihn hierüber zu beruhigen.

Aber wie ist es möglich rief voll Erstaunen der verarmte Bruder, daß du in kurzer Zeit zu diesem Vermögen gekommen bist.

Mein Kopf, meine Hände und der göttliche Segen, versetzte der Andere, entrißen mich meinem Elende und halfen mir zu meinem gegenwärtigen Wohlstande.

Da mögen nun meine Kinder an meinem Beispiele lernen, daß Verstand und Fleiß nie d rben läßt, und daß die größten Unglücksfälle können ertragen werden, wenn man nur Geistes-

fähigkeit genug behält, ihnen nicht zu unterliegen, und seinen Kopf und Arm gebraucht, sich und andern nützlich zu werden.

Vereint blieb nun dieses Bruderpaar bis der Tod sie trennte.

Redlichkeit und Biedersinn.

Zwei Schweitzer geriethen über ein Stück Feld mit einander in Streit. Der Eine wollte deshalb die Sache dem Richter zur Entscheidung vortragen, und ihn bitten, den Andern zur Verantwortung einzuladen. Dieser hatte gerade zu der Zeit wo er vor Gericht erscheinen sollte, dringende Geschäfte außer Landes zu besorgen. Er ging daher ohne Bedenken zu seinem Gegner, und bat ihn, er möchte, wenn er seine Klage angebracht, und mit den nöthigen Gründen unterstützt hätte, auch sogleich seine — des Beklagten — Vertheidigung gegen dieselbe vorbringen. Jener, gerührt durch das Zutrauen, welches sein Gegner in seine Redlichkeit setzte, erfüllte die Bitte mit Freuden, und führte die Vertheidigung des Gegners gegen seine eigenen Gründe so redlich, so unpartheiisch, daß er selbst mit seiner Klage abgewiesen, und der Acker seinem Gegner zuerkannt wurde. Nicht genug. Er ging sogar sogleich zu seinem Gegner als dieser zurückgekommen war, und meldete ihm im freundschaftlichen Tone, daß ihm der

Acker zugesprochen, und er selbst seine Klage verloren habe. Kann man sich wohl einen schönern Zug von Redlichkeit und Biedersinn denken, als dieser edle Schweizer äußerte.

Der Scherenschleifer.

Edelmuth und Menschenliebe sind an keinen Stand gebunden; auch in dem Herzen des gemeinsten Menschen haben diese schönen Tugenden oft ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und Mancher unter ihnen beschämt den, der sich durch Stand, Geburt und Bildung besonders ausgezeichnet glaubt. Nachstehende Geschichte ist ein Beleg zu dieser Wahrheit und man wird sie nicht ohne Theilnahme lesen können. —

Im vorigen Jahrhunderte kam ein deutscher Maler in der italienischen Stadt Modena an. Es mangelte ihm an Allem. Vergebens hatte er bereits mehrern Menschen, denen er Theilnahme an seinem Schicksale zutraute, die Hülflosigkeit seiner Lage bekannt gemacht; sie gaben ihm nur leidige Trostworte, aber keine Hülfe. Nur ein Scherenschleifer bewies wahre, thätige Theilnahme an seinem Schicksale. Der Maler welcher nur ganz zufällig seine Bekanntschaft gemacht hatte, ersuchte ihn um ein kleines Nachtlager für einen geringen Preis. Der Scherenschleifer bot ihm die Hälfte des Seinigen an. Der Fremdling suchte Arbeit, fand aber keine.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sein Wirth fuhr fort, ihn zu beherbergen und im eigentlichen Verstande seinen täglichen Bissen Brod mit ihm zu theilen. Der Kummer über die Traurigkeit seiner Lage warf den Maler aufs Krankenbette. Der Scherenschleifer verlor die Geduld nicht; seine Theilnahme nahm nicht ab, sondern zu. Der Kranke brauchte Arzneimittel; er konnte sich nicht mehr mit den groben Speisen begnügen, mit denen er bisher zufrieden gewesen war. Es mußte also mehr Geld geschafft werden. Der Scherenschleifer fühlte dies fast noch eher, als der Kranke selbst. Was that er? Er stand jetzt früher auf, ging später zu Bette, blos, um durch seiner Hände Arbeit mehr für einen Andern zu verdienen, von dem es gar nicht den Anschein hatte, daß er ihm seine Dienste vergelten und seine Auslagen wieder erstatten könne.

Allein darum bekümmerte er sich auch nicht. Er war vollkommen zufrieden, wenn er täglich etwas mehr verdienen konnte, als bisher. Ob er gleich, zum Besten des Fremden, sich schon an seinem Schlafe abgebrochen hatte, brach er sich dennoch immer mehr ab, so daß er zuweilen halbe Nächte bei dem Kranken zubrachte.

Die Krankheit des Malers dauerte ziemlich lange. Der edle Scherenschleifer blieb sich immer gleich; hatte stets eine heitere Miene für den Leidenden, einen kräftigen Trostspruch für

ihn im Munde und machte ihm sein Krankenlager so erträglich als er nur immer konnte. Endlich wurde der Maler wieder hergestellt und erhielt bald darauf aus seinem Vaterlande Geld. Sogleich dachte er an die Bezahlung seiner Schuld und machte sich eine Freude daraus, noch etwas mehr wieder erstatten zu können, als man ihm auf eine so edle Weise geliehen hatte. Aber wie erstaunte er, als der Scherenschleifer sich durchaus weigerte, die geringste Belohnung für seine Mühe anzunehem. „Was ich für sie that,“ sprach er, „habe ich gern und ohne Eigennutz gethan; betrachten Sie die Schuld, welche Sie gemacht haben, als eine solche, die Sie dem ersten ehrlichen Manne, welcher sich im Unglücke befindet, wieder entrichten müssen. Ich hatte ehemals einem Andern eine ähnliche Wohlthat zu verdanken und gelobte dem Himmel, an einem Andern wieder zu bezahlen, was ein Andrer für mich ausgelegt hatte. Gott hat mir Gelegenheit gegeben, mein Gelübde zu erfüllen. Ich danke ihm mit gerührtem Herzen. Vergessen Sie übrigens nicht, ein Gleiches zu thun, wenn Ihnen eine gleiche Gelegenheit vorkommt.“ — So dachte und handelte ein Scherenschleifer. Friede mit seiner Asche! —

Georg Kramer, der Schubkärner.

Im Jahre 1748 marschirte ein kaiserliches Dragonerregiment aus den Niederlanden nach

Oestreich und hatte am 1. November Rasttag zu Hohenleube, einem gräflich reussischen Marktflecken im Voigtland. Ein gemeiner Dragoner dieses Regiments, Namens Balthasar Klemens, aus Mainz gebürtig, hatte in den Niederlanden seine junge und geliebte Frau, eine Baierin, durch den Tod verloren. Sie hinterließ dem Gatten einen zweijährigen Knaben, an dem sein Herz mit großer Liebe hing. Dies mutterlose verlassne Kind zu pflegen, kostete dem zärtlichen Vater auf seinem langen und beschwerlichen Marsche viele Mühe. Zwar hatte ihm sein Rittmeister erlaubt, sich mit dem Kleinen zuweilen auf einen Packwagen zu setzen; aber dies schien dem Kinde selbst Gefahr zu bringen. Er nahm sich also, nachdem er das Kind unter tausend Beschwerden bis nach Hohenleuben gebracht hatte, vor, es zu dem Verwandten seiner verstorbenen Frau nach Baiern zu schicken. Er sah sich nach einem ehrlichen Manne um und fand ihn in der Person eines Taglöhners, Namens Georg Kramer. Er kam mit diesem Manne überein, daß er das Kind für 6 Dukaten nach Mayenburg in Baiern bringen sollte. Denn an diesem Orte lebte der leibliche Bruder seiner verstorbnen Frau, Thomas Wiedemann, ein Fleischhauer. Um jedoch der Treue unsers Taglöhners sich fest zu versichern, mußte dieser ihm vor der Obrigkeit mit Hand und Mund versprechen, das Kind christlich zu behandeln

und treulich an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Die Obrigkeit gab unserm Kramer, den vom Dragoner erhaltenen Trau = Todtenschein wegen seiner Frau, desgleichen den Taufschein des Kindes, nebst einem Reisepaß. Nun drückte der Vater sein Kind nochmals ans Herz und überließ es dem Schutze des Taglöhners. Dieser machte sich über seinen Schubkarren, den er bei seiner täglichen Berufsarbeit brauchte, ein Verdeck, unter welchem das Kind, wie in einem Korbe, bequem liegen konnte, und trat am 6 November des genannten Jahres, mit seiner sonderbaren Fracht wohlgemuth seine Wanderschaft an. Die Reise ging glücklich von statten; das Kind schlummerte gewöhnlich, und wenn Kramer irgendwo einkehrte, fanden sich immer liebreiche Mütter, welche den kleinen Passagier mit Nahrung versorgten. Um sich jedoch nicht dem kleinsten Verdacht der Treulosigkeit auszusetzen, ließ der verständige Kramer in jedem erheblichen Orte, wo er durchging, von der Obrigkeit auf seinem Passe bezeugen, daß er das Kind gesund und frisch bis hieher gebracht habe. Am 13. November kam endlich der brave Mann mit dem Kinde glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle, und hatte in 8 Tagen 36 Meilen mit seinem Schubkarren zurückgelegt. Voll froher Hoffnung schob er gerade vor das Haus des Fleischhauers. Allein wie groß war sein Erstaunen, als der Besitzer

desselben ihn mit seiner Ladung abwies und versicherte: er könne nicht fremde Kinder ernähren. „Nun so komm denn, Kleiner! sagte kurz entschlossen der Taglöhner, ich will dich zur Obrigkeit fahren, sie wird, hoffe ich, christlicher denken, als der leibliche Bruder deiner verstorbenen Mutter. —

Gesagt, gethan. Kramer schob getrost zum Gerichtsherrn von Mayenburg, dem Baron von Burgau. Dieser befand sich gerade in der Gerichtsstube, hörte Kramer's Anbringen gütig an, wurde vom Mitleid gegen das Kind durchdrungen und sprach: will dich kein Verwandter haben, so will ich dich nehmen. Er ließ das Kind, welches sanft schlummerte, nach Hause tragen und übergab es seinen beiden Schwestern. Diese guten Seelen nahmen das kleine Geschöpf mit Zärtlichkeit auf und erzogen es. Dem braven Kramer kaufte der Baron seinen Schubkarren ab, um ihn aufzuheben, und dem Knaben, wenn er herangewachsen wäre, in demselben das Fuhrwerk vorzuzeigen, welches ihn aus dem Voigtland nach Baiern gebracht hätte.

Kramer wurde für seine bewiesene Treue noch überdies von der menschenfreundlichen Familie, die den wahrhaften Adel besaß, reichlich beschenkt und mit einem förmlichen Zeugnisse versehen, daß er seinen Auftrag auf das redlichste ausgerichtet hätte. Nach seiner Rück-

kehr schrieb das gräfliche Amt zu Hohenleuben unterm 21. November nach Wien, an den Vater des Kindes, den Dragoner, Klemens, und meldete ihm den ganzen Vorfall.

Wie sehr sein Herz den edlen Baron und seine ihm ähnlichen Geschwister gesegnet haben werde, läßt sich leicht denken.

Kindliche Liebe.

Im vorigen Jahrhundert lebte zu London ein fast hundertjähriger Greis, von Profession ein Schneider, in großer Dürftigkeit. Er hatte zwölf Söhne, welche alle Soldaten waren, aber freilich nichts weiter zu verzehren hatten, als ihre Löhnung. Einst bekamen sie Urlaub vom Regiment und besuchten ihren alten Vater. Aber wie fanden sie ihn! Leider ohne Brod! „Kein Brod, rief Einer von den Söhnen, und hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben? dem guten Vater muß Hülfe werden. Aber wie? Ist denn kein Leihhaus hier?“ „Was wird das „helfen,“ wendete ein Anderer ein, wir haben „ja nichts zu verpfänden.“ „Nichts zu verpfänden?“ sagte der Jüngste. „Wir hätten gar nichts zu verpfänden? O, ihr sollt sehen, meine Brüder. Unser Vater ist ein rechtschaffener Mann gewesen; dies Zeugniß kann ihm jeder geben, der ihn kannte und noch kennt. Er hat sein Handwerk so lange getrieben, als er konnte

und soll jetzt Mangel leiden? Wir dienen dem Vaterlande seit mehrern Jahren, niemand kann uns etwas Böses nachsagen. Wir sind Menschen, die ihre Ehre noch haben. Laßt uns diese Ehre verpfänden. Sollte man uns auf ein solches Unterpfand nicht 50 Pf. Sterling leihen wollen?“ — Dieser Gedanke fand bei den übrigen Brüdern allgemein Beifall und sie schrieben und unterzeichneten folgendes Billet:

„Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der beinahe hundert Jahre alt und äußerst dürftig ist, alle eifrig im Dienste des Königs, und des Vaterlandes, bitten die Direktion des Leihhauses um die Summe von 50 Pf. Sterling, um ihren armen Vater unterstützen zu können. Zur Sicherheit verpfänden sie insgesammt ihre Ehre und versprechen, genannte Summe binnen Jahresfrist wieder zu bezahlen.“

Dieses Billet übergaben sie der Direktion. Man zahlte ihnen die verlangte Summe, zerriß die Verschreibung und versprach, den Alten, so lange er noch leben würde, zu versorgen. Diese Begebenheit wurde in wenig Tagen allgemein bekannt und Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, waren begierig den Greis zu sehen, welcher so brave Söhne hatte. Es fielen sehr ansehnliche Geschenke ab, und der alte Mann kam, im hohen Winter seines Lebens, noch in

so gute Umstände, daß er seinen Söhnen ein nicht unansehnliches Kapitälchen zur Belohnung ihrer Kindesliebe hinterlassen konnte.

Edle Handlung.

Zu Aurach im Landgerichte Herrieden des Königreichs Baiern, fiel am 10. August 1817 der elfjährige Sohn eines dortigen Einwohners (Leis) in die mit Stangen zur Verhütung eines Unglücks eingefaßte, zehn Schuh tiefe Pferde-Schwemme, indem eine dieser Stangen, auf die er sich mit andern Schulknaben gesetzt hatte, brach. Sämmtliche Knaben liefen, wie es bei solchen Veranlassungen gewöhnlich geschieht aus Schrecken davon; nur einer, Namens Rieger, zehn Jahre alt, hatte Geistesgegenwart und Gutherzigkeit genug, sich an den Verunglückten zu wagen, und ihn mit eigener Lebensgefahr dadurch zu retten, daß er sich schnell an das Ufer niederwarf, den Verunglückten, den das Wasser einige Mal in die Höhe stieß, bei den Haaren packte, an sich zog, und zuletzt mit vieler Mühe und eigener Lebensgefahr, mit Hülfe eines wieder herbeigekommenen größern Knaben auf das Trockene brachte und rettete. Das schmale Ufer, das nämlich auf der andern Seite mit einem gleichfalls tiefen Wassergraben begrenzt ist, und die Entfernung des Wassers der Schwemme vom Rande des

Ufers, wodurch also dem kleinen Menschen das Hinabbeugen erschwert wurde, machte die Rettung besonders gefährlich.

Als diese edle That der königlichen Regierung zur Anzeige gekommen war, so suchte diese den Retter auf eine ausgezeichnete Weise zu lohnen. Für den Sohn wohlhabender Aeltern konnte gemünztes Metall nicht den Werth haben, den es für den Armen hat, und so erhielt er denn eine, mit dem königlichen Wappen gezierte, und mit dem Tag der That versehene Uhr. Dieses sinnige Denkmal wurde ihm bei versammelter Schuljugend und im Beiseyn des Geretteten, unter zweckmäßiger Belobung seiner edeln, mit Besonnenheit vollzogenen, That feierlich überreicht. — Wahrlich einst eine angenehme Erinnerung an seine Jugend=Zeit, in welcher er bereits so glücklich war, ein Menschenleben zu retten!

Der treue Thomas.

Keine Leidenschaft beinahe fesselt den, den sie ergriffen hat, so unwiderstehlich, als die Spielsucht. Die Beispiele von Spielern, die sich gebessert haben sind sehr selten. Aber nur zu leicht lassen sich junge Leute von der Sucht zum hazardirenden Karten= oder Würfelspiel hinreißen, weil der Gewinn sie lockt. Wenn sie wüßten: welchem Abgrunde sie zu eilen, so würden

sie gewiß ihre Sinnlichkeit bekämpfen. Möge folgende Geschichte dazu beitragen.

Ein angesehener Offizier liebte das Spiel so leidenschaftlich, daß er bereits 200000 Thaler verloren hatte, ohne daß seine Kartenwuth gedämpft worden wäre. Immer wollte er das Verlorene wieder gewinnen, und immer fiel er wieder tiefer in Schulden. Noch ein einziges kleines Landgut war ihm übrig. Hierher mußte er ziehen, um von dem Ertrage desselben weniger splendid, als sonst zu leben. Dennoch spielte er fort, und jedes erübrigte Geldstückchen ward aufs Blättchen gesetzt. Der alte Thomas, ein treuer Diener, der seinen Herrn in allen Feldzügen begleitet hatte, gab sich alle Mühe, seinen Herrn von der unglücklichen Neigung zu befreien; aber er predigte tauben Ohren. Mochte er täglich die erlittenen Verlurste, die vorgefallenen Verdrießlichkeiten, die traurigen Aussichten herzählen: dennoch ließ sich der Herr aufs neue zum Spiel verleiten. Zuletzt hatte die Spielsucht, wie sie immer thut, seinen ganzen Charakter verdorben. Aus dem sanftesten Menschen war ein launenhafter Starrkopf geworden, der Niemanden hörte, als seine Grillen. Nur der einzige Thomas wagte es, sich vor ihm sehen zu lassen, und auch dieser mit Vorsicht.

Eines Tages nach der Mahlzeit schlug der Offizier einem fremden Gaste eine Parthie vor.

Das Spiel begann. Man saß bis zum Abend fest; nur Thomas war gegenwärtig. Der Tag neigt sich; es wird Licht gebracht, man spielt fort, und die Sitzung dehnt sich bis zur Mitternacht. Das Glück ist auf der Seite des Fremden, und der Wirth verliert hinter einander Geld, Kleinod, Pferd, Wagen und noch eine starke Summe aufs Ehrenwort. Thomas schwitzte, und der Herr war in Verzweiflung. In einer Art Raserei rief er: „Der Bube — darauf mein Landgut!" Es war sein einziges und letztes. Der Fremde sagte: „Gut!" Da stürzte sich Thomas, der den völligen Untergang seines Herrn vor Augen sah, auf den Tisch, warf die Lichter um, zerriß oder zerstörte die Karten, und sprang davon. Der Herr gerieth in Wuth, ergriff eine Flinte, und durchlief das Schloß um Thomas umzubringen; aber Thomas war in Sicherheit. Der fruchtlosen Nachsuchung müde, und ermattet von der Anstrengung des Tages, legte er sich zu Bette. Er schlief bis tief in den folgenden Tag hinein. Beim Erwachen malte ihm seine Phantasie die Szene des vorigen Tages, aber — in anderer Gestalt. Er schämte sich, und fragte nach Thomas. Er erschien. „Mein lieber Thomas!" rief ihm der Herr entgegen, indem er ihn umarmte, „du hast mir gestern nicht einen, sondern zwei große Dienste geleistet. Ich behalte mein Gut, und bin von der Leidenschaft des Spieles geheilt.

Wir wollen unsre Tage zusammen endigen, und du sollst künftig nicht mein Diener, sondern mein Freund seyn.

Das Soldatenkind.

Im Jahre 1809, bei Eröffnung des damaligen Feldzuges, durchschwärmten die ungarischen Husaren die Gefilde der Laber in Baiern. An einem einzelnen Hofe, nahe den Wäldern, lagerte eine Schaar solcher Krieger, angeführt von einem jungen Rittmeister, dem seine junge Gemahlin mit einem kleinen Kinde aus Liebe unter Hinwegsetzung aller Gefahren gefolgt war. Dieses abgelegene Haus lud den besorgten Gemahl ein, in der Hoffnung, daß der Sieg diesesmal unfehlbar die Fahne seines Kaisers kröne, seiner Geliebten den Vorschlag zu machen, bis zum Ausgang der Schlacht in jener einsamen Hütte zu bleiben. Die Bauersleute, gerührt von dem Betragen dieses jungen Ehepaares, versprachen, die Dame mit dem Kinde zu bewahren, und mit aller Gastfreundlichkeit zu schützen. Nachts mußte die Truppe die Gegend wieder verlassen. Den zweiten Tag darauf entschied die Schlacht zum Nachtheile Oesterreichs.

Franzosen und Baiern durchstreiften das stille Zufluchtsort der Ungarin, und ein übermüthiger Haufe noch von dem Kampfe erhitzt, steckte nach verübter Plünderung den Bauernhof aus Un=

vorsichtigkeit in Brand. Die Leute scheu vor den Mißhandlungen, flohen in den Wald. Nur die Dame, besorgt um das Leben des Kindes, blieb zurück. Die Flamme griff bald lebhaft um sich. In dem Augenblicke, als die Bestürzte aus Angst nicht wußte, wie sie ihr Kind aus der hintern Stube retten sollte, eilte sie herum, Hülfe zu rufen, von wem sie auch immer zu erwarten sey. Eben sprengte ein baier. Dragonerlieutenant durch den Waldweg heraus. Das Flehen der Unglücklichen überraschte ihn. Er sprang vom Pferde, band es an den nahen Baum, und sucht das Kind zu retten. Während dieser Scene nahte sich ein Haufe französischer Jäger dem Hause; beim Anblick des Pferdes stürzten sie in den Hof, in dem Wahne, da noch feindliche Zurückgebliebene zu finden. Vor Schrecken, und um dem Ungestüme dieser Soldaten zu entkommen, lief die Verlassene, fast von Verzweiflung getrieben, in den Wald. Ohne Aufenthalt verließen die Franzosen den Hof, und der Dragoneroffizier trug das Kind zu dem Baum, wo sein Pferd stand. Als er die Dame nach vergeblichem Umhersehen nicht erwarten konnte, und seine Pflicht nicht länger zu verweilen erlaubte, nahm er das liebliche Kind auf seinen Sattel, umfieng es mit dem Mantel, und ritt weiter, mit dem Entschluße, es in einem nahen Pfarrhofe abzugeben. Das Schlachtgetümmel war gerade vorüber, und entfernte

sich aus der Gegend mit dem flüchtigen Feinde. Nicht lange, als der baier. Offizier am Abhange des Waldhügels entlang ritt, sprengte ein feindlicher Husarenoffizier gegen ihn, und da beide sich den Weg sperrten, rief er jenem zu, sich zu ergeben. Der Baier, mit dem linken Arm die unschuldige Last unter dem Mantel an den Sattel haltend, obwohl er den Zügel nur mit Schwierigkeit lenken konnte fordert den Zweikampf. Er wurde am rechten Arm von dem Gegner verwundet, und, indem er den Mantel auseinander fallen ließ, jammerte dem Husaren zu dessen größten Erstaunen ein holdes Kind entgegen. Wer beschreibt das Gefühl, als er in demselben Momente sein eignes Kind erkennt! Die Erzählung des Verwundeten überzeugte den Ungar von dem Schicksale seiner Gemahlin und seines Kindes, und er gestand, daß er die Gegend nicht verlassen wollte, ohne noch den Hof auch mitten unter den Feinden aufzusuchen, wo sein Theuerstes zurückgeblieben.

Beide umarmten sich gerührt. Der Dragoner übergab dem Husar das Kind, und dieser überreichte dem edlen Kammeraden ein Fläschchen Wein um die leichte Wunde zu waschen. Sie verließen sich beide mit den seltensten Empfindungen über einen wunderbaren Zufall.

Ob der Rittmeister seine Gemahlin noch gefunden, davon schweigt die Sage.

Dankbarkeit.

Ein Bäckerbursche aus einem nahmhaften schwäbischen Flecken ging mit einigen seiner Kammeraden an dem Ufer des Neckars spatzieren. Plötzlich hörten sie das Klaggeschrei eines Unglücklichen, welcher seinen Kopf aus dem Wasser empor hob, und um Hülfe rief. Ohne sich lange zu besinnen, riß der junge Bursche, Kleider, Schuhe und Strümpfe herunter, und sprang in den Strom. Er ereilte den Unglücklichen noch zu rechter Zeit, und zog ihn, obwohl nicht ohne Mühe, aus den Fluthen hervor.

Es war ein Student aus der benachbarten Residenz, welcher sich der Rechtswissenschaft widmete. Als er sich wieder von seiner Ohnmacht erholt hatte, umarmte er den Bäckerburschen, und sagte ihm in den herzlichsten Worten seinen Dank. — „Ist nicht nöthig, erwiederte dieser — und Gott Lob! ich habe auf diese Art schon drei Personen gerettet; denn ich bin ein guter Schwimmer. Er nahm jetzt den Studenten mit sich in seine Wohnung, und ließ ihn einige Zeit auf seinem Bette der Ruhe genießen. Als der Jüngling sich wieder besser fühlte, nahm er von dem gutmüthigen Bäckenburschen etwas Wein und Brod an, und ward dadurch so gestärkt, daß er Abends schon mit ihm in die Residenzstadt zurückzukehren vermochte. Dahin hatte ihn nämlich der brave Bursche,

aus Vorsicht begleitet, und wollte nun nach seiner Heimath zurückkehren. Beim Abschied bot ihm der Student alles Geld an, was er vorräthig hatte. Allein der Bäckerbursche wäre über dieses Anerbieten beinahe böse geworden, und sagte: wer sollte sich so etwas bezahlen lassen? Der Jüngling absolvirte bald darauf seine Studien und ward in derselben Stadt Advokat. Mehrere Jahre nachher sieht er unvermuthet auf einem Spaziergange seinen Retter. Er ruft ihn zu sich, fragte nach seinem Befinden und seinen Umständen, und hörte von ihm: sein Vater sey schon seit einen halben Jahre mit seinem Wirth in einen Prozeß verwickelt. Er hatte dem Wirthe eine nahmhafte Geldsumme vorgeschossen, aber die darüber erhaltene Quittung verloren. Der gewissenlose Wirth versicherte dagegen, das Geld zurückgezahlt zu haben. Seit dem, fuhr der Bäckerbursche fort, muß ich nun wöchentlich ein paarmal nach der Stadt laufen, unserm Sachwalter Geld bringen, und ihn fragen: wie es mit uns stehe. — Der junge Rechtsgelehrte erkundigte sich nach dem Namen des Sachwalters, ging sogleich zu ihm, zog die genaueste Notiz ein, war so glücklich, einen zweiten Zeugen aufzufinden, der dem Vertrage beigewohnt hatte, und gewann mittelst desselben schon nach einigen Wochen den Prozeß. Er überbrachte das Urtheil dem Vater des jungen Menschen als Beweis seiner Dankbarkeit.

Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes.

In einem Dorfe unweit Präg, wohnte ein angesehener Bauer, der sieben gut gewachsene Söhne hatte, die aber alle stumm waren. Der gute Vater kümmerte sich über das Unglück seiner Söhne, und konnte es nicht begreifen, wie ihn Gott vor andern Vätern so schrecklich heimgesucht habe.

Einst führte er seine Söhne auf einen benachbarten Bauernhof, wo sie frische Milch, Butter und Käse assen. Der bedrängte Vater warf mitleidige Blicke auf seine Söhne, die gesund und frisch um den Tisch herum saßen, aber — stumm waren. Thränen rannen von seinen Wangen und er seufzte gegen Himmel: O Gott! womit habe ich das verdient? — Der alte Landmann, bei dem sie waren, bemerkte alles, nahm den Vater auf die Seite und sagte zu ihm: Ich sehe es wohl, es kränkt euch, daß eure Söhne stumm sind; — aber mich wunderts nicht! Wißt ihr noch, wie ihr als Knabe den Vögeln Schlingen legtet, und wenn ihr sie fienget, ihnen die Zunge aus dem Halse risset, und sie mit boshafter Freude wieder fliegen ließet. Wißt ihr's noch? Wie oft habe ich euch gewarnt? O die lieben Vögelein unter dem Himmel, die nun mit ihrem Gesange Gott nicht mehr preisen konnten, zeugten von

eurer Grausamkeit, und ihr sollet aus dem Munde eurer Kinder nie den süßen Vaternamen rufen hören. — Was bei diesen Worten der Vater empfand, das können nur die bedrängtesten unter den Menschen empfinden.

Der gute Sohn auf dem Throne.

Alphons V., König von Portugal, welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, hatte mit Ferdinand dem Katholischen, König von Spanien, einen eben so langwierigen als blutigen Krieg geführt, hatte dabei seinen Schatz fast ganz erschöpft und den Kern seiner Truppen eingebüßt, und bat daher Ludwig XI. König von Frankreich, um Hülfe gegen Spanien. Allein diese wurde abgeschlagen und Alphons, dadurch aufs Aeußerste gebracht, faßte den Entschluß, sein Königreich seinem Kronprinzen zu überlassen, eine Wallfahrt nach Rom und dann in das heilige Land zu thun und wenn es ihm gelungen wäre, diese Reise glücklich zu vollenden, zuletzt ein Kloster zu wählen und den Rest seines Lebens im geistlichen Stande zuzubringen. Der Prinz wurde wirklich zum König feierlich ausgerufen und dann gekrönt.

Inzwischen hatte der König von Frankreich, welchem Alphons seinen Entschluß, die Krone niederzulegen und mit einem Pilgergewande zu vertauschen, bekannt gemacht, seine Gesinnungen

geändert und war entschlossen, ihm, die vorher versagte Hülfe angedeihen zu lassen. Er sandte also dem unglücklichen Alphons, welcher seine Pilgerreise bereits angetreten hatte, Eilboten nach und bewog ihn durch das Versprechen einer thätigen Unterstützung, in sein Königreich zurückzukehren. Allein diese Rückkehr geschah nicht ohne Besorgnisse. Alphons glaubte, daß sein Sohn, welcher den Namen Johann II. angenommen, nur mit Widerwillen einen Thron verlassen würde, welchen er erst seit 14 Tagen bestiegen hatte. Wie höchst angenehm aber wurde er überrascht, als er zu Cascars, einer portugisischen Stadt, ausstieg und hier seinen Sohn fand, welcher in Begleitung eines großen Theils seines Hofstaats, ihm freudig entgegen kam, ihn zärtlich umarmte, sich dann zu seinen Füßen warf, und ihn flehentlich bat, er möchte ihm erlauben, sich wieder den Ersten seiner Unterthanen nennen zu dürfen.

Die Portugisen wurden durch dieses edelmüthige und kindliche Betragen so gerührt, und bewunderten es in so hohem Grade, daß sie es allgemein nachahmen zu müssen glaubten. Dies konnte auf keine andere Weise geschehen, als wenn sie sich eben so bereitwillig zeigten, sich wieder unter die Herrschaft ihres vorigen Königs zu begeben, als es Johann II. gethan hatte. Alphons war über diese Gesinnungen seiner

Unterthanen nicht weniger erfreut, als ihn das Betragen seines Sohnes innig gerührt hatte. Er glaubte jedoch die Liebe des Letztern nicht besser belohnen zu können, als wenn er ihm einen Thron völlig überließe, dessen er sich so würdig gezeigt hatte.

Es begann nun zwischen Vater und Sohn ein edler Wettstreit, dergleichen die Geschichte kein ähnliches Beispiel hat. Der Vater setzte dem Sohn die Gründe auseinander, die ihn bewegen mußten, den Thron zu behalten; der Sohn hingegen führte noch wichtigere Gründe für das Gegentheil an, und begleitete diese Gründe zugleich mit den zärtlichsten Bitten, ihnen Gehör zu geben. Der Vater mußte endlich nachgeben und nahm die höchste Gewalt wieder an.

Der Tag seines Einzugs in der Hauptstadt Lissabon, war ein Triumph für das edle Herz des Sohnes, und zugleich ein entzückendes Schauspiel für alle Unterthanen. Alphons regierte über Portugal, 43 Jahre und erst nach seinem Tode bestieg der Prinz von neuem den portugisischen Thron, welchen er 14 Jahre besaß.

Das Loch im Aermel.

Herr Wening war ein sehr reicher Mann. Er war einer von denen, die mit Nichts an-

gefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht wurde. Man schickte ihn ein paar Mal nach Westindien; nachher fing er kleine Geschäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden, bis er Millionär hieß.

Eine Kleinigkeit gab ihm aber eigentlich die wahre Richtung: er lernte nähen, und dadurch ward er zum reichen Mann.

„Ich war, erzählt er selbst, eines armen Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was er aus mir machen sollte; denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe. Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Lebrecht. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gabs dann Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, bliebs beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutnant, Lebrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden wird in Ewigkeit nichts!" sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern

und weiß gepuderter Perücke, der hinter unserer Bank stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschracken. Lebrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „ihr seyd guter Leute Kinder, ich sehe es euren Röcken an, aber ihr seyd zu Bettlern geboren, würdet ihr sonst diese Löcher in euren Aermeln dulden?“ Dabei faßte er jeden von uns an die Ellenbögen, und bohrte mit den Fingern, in die daselbst durchgerissenen Aermel hinein. Ich schämte mich, Lebrecht auch. „Wenn's euch, sagte der alte Herr, zu Hause niemand zunäht, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommt, wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieutenant und Generalsuperintendent werden, so fanget an beim Kleinsten das Fundament zu legen. Erst das Loch im Aermel zu geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes.“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund; wir gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellnbogen des Rückärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn

ich sagte nicht warum ich's lernen wolle. — Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Nath öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, wards sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perücke hat so unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock, mit einer Hand voll Kalk ein Haus, mit einem Glase Wasser löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß wie groß. — Lebrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen. Er verlangte einen, in Schreiben und Rechnen geübten, Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns. Dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren ganz und sauber; Lebrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeit sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe ihm an, sagte er: Er hält das Seine zurath, aus dem Andern gibts keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen in meinen Kenntnißen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im

Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit, bessern alles ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es giebt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein Loch in Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft: das brachte mich oft in Verdruß. Ich widersprach; da gabs Zank. Holla dacht ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich würde Zänker, und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal. Von Stund an ließ ich den Mann recht haben, ich begnügte mich recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Konditon. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu seyn, (den wer ihrer viel hat, ist nicht froh) spart' ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln weg zu sehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. So hatt' ich beständig Freunde, Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechthun und Rechtdenken, wie im Kern der fruchtbare Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragt' ich, du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? Hülf andern, wie dir Gott durch andere geholfen hat. Dabei bleibts. Das höchste Gut, was uns Reichthum giebt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis." —

So sprach er selbst. Und wirklich, er ließ kein Loch im Aermel. Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld auf sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. Hier lebte er nun sehr einfach; machte gemeinen Leuten oft große Geschenke, verheurathete auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte geschickte Bürgersöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstande los; oder besoldete Advokaten, um Gelegenheiten und Rechte armer Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren.

So lebte er denn als Wohlthäter vieler leidenden Mitbrüder. In seinem Alter kaufte er noch ein Gut, schenkte dies seinem Pflegesohne und machte ihn glücklich.

Seine letzten Lehren waren: denkt an das Loch im Aermel!

Dienertreue.

Richard I., König von England, durch heftige Leidenschaften nicht weniger berühmt, als durch seine Tapferkeit, die ihm den Beinamen, Löwenherz, erwarb, unternahm, im frommen Eifer seiner Zeit, 1189 einen Kreuzzug in das heilige Land, auf welchem er selbst dem gefürchteten Sieger des Morgenlandes, dem Sultan Salaheddin mehr als einmal den Lorbeer streitig machte.

Einst begab sich Richard, nur von einem kleinen Häuflein begleitet, in der Nähe von Joppe auf die Jagd. Wilden Thieren allein hatte man heute den Tod geschworen; aber plötzlich veränderte sich die Scene. Eine Sarazenenhorde, die sich des englischen Helden bemächtigen sollte, brach unerwartet aus ihrem Hinterhalte hervor. Löwenherz und seine Mannen kämpften wie Löwen; aber ungleich war der Kampf. Bald bedeckten Sterbende den Boden, und nur Richard und sein treuer Waffengefährte, Wilhelm von Pourecellet, rangen noch mit den jubelnden Feinden um den Preis des Lebens. Doch ihre letzte Kraft war erschöpft und die Hoffnung, zu siegen, war verschwunden. Da rief, um wenigstens seinen König zu retten, mit schmetternder Stimme und auf Sarazenisch Wilhelm von Pourcellet: ich bin Richard! — Sogleich stürzten die Sarazenen auf ihn zu,

nahmen ihn gefangen und entflohen freudetrunken mit dem vermeintlichen Richard, während der wahre dadurch Zeit gewann, sich durch die Flucht zu retten. Der Sultan Salaheddin, wie sehr er sich auch über das Mißlingen dieser Unternehmung ärgern mochte, war großmüthig genug, um eine so edle Treue auch am Feinde zu achten und selbst zu belohnen. Mit Auszeichnung behandelte der große Mann nicht nur seinen Gefangenen; er wechselte ihn sogar gegen zehn der vornehmsten Emirs aus, die sich in Richard's Gefangenschaft befanden. —

Der Richter ohne Menschenfurcht.

Ein Bedienter des Prinzen Heinrich, ältesten Sohnes Heinrich IV. Königs von England, war bei der königlichen Bank verklagt und auf Befehl dieses Gerichtshofes eingezogen worden. Der Prinz, welcher seinem Bedienten gewogen war, glaubte seine eigene Person durch dieses Verfahren beleidigt, und da seine Schmeichler seinen Zorn noch mehr anfeuerten: so verfügte er sich selbst in die Gerichtsstube und ertheilte den Befehl, man solle seinen Diener auf der Stelle frei geben. Alle Anwesende wurden bestürzt, und keiner wagte es, ein Wort zu sprechen. Nur allein der Lord Oberrichter, Sir William Gascoigne, stand mit edlem Stolze von seinem Sitze auf und ermahnte den Prinzen in einem

zwar ehrerbietigen aber nachdrücklichen Tone, den Gesetzen des Königreichs sich zu unterwerfen. Oder, setzte er hinzu, wenn Sie einmal entschlossen sind, Ihren Bedienten von der Strenge der Gesetze zu befreien, so wenden Sie sich deshalb an den König, Ihren Vater, und bitten bei Ihm um Gnade für den Schuldigen. Diese Anrede machte jedoch so wenig Eindruck auf den Prinzen, daß er, als er den Befehl wiederholt hatte, versicherte, Gewalt brauchen zu wollen, wenn man noch einen Augenblick anstehe, ihn zu vollziehen. Der Lord Oberrichter, welcher aus der zornigen Miene des Prinzen merkte, daß es ihm mit seiner Drohung völlig Ernst sey, zeigte jetzt eine männliche Entschlossenheit und Furchtlosigkeit. Er befahl dem Prinzen in einem höchst nachdrücklichen Tone, kraft des Gehorsams, welchen er dem königlichen Ansehen schuldig sey, den Gerichtshof auf der Stelle zu verlassen und nicht länger dessen Geschäfte durch sein anstößiges Betragen zu stören. Dies war Oel ins Feuer gegossen. Der Prinz schien vor Zorn außer sich und näherte sich wüthend dem Oberrichter, um ihn vielleicht zu schrecken. Allein Sir William veränderte nicht einen Zug in seiner Miene und behauptete vollkommen die Würde des Gerichtshofes, in welchem er die Person des Königs selbst vorstellte. „Prinz," rief er im entschlossenen Tone, „ich vertrete hier die Stelle Ihres Oberherrn, Ihres Königs und

Vaters, und Sie sind mir in dieser Hinsicht doppelten Gehorsam schuldig. In des Königs Namen befehle ich Ihnen hiermit, Ihrem Vorsatze zu entsagen und denen, welche einst Ihre Unterthanen werden sollen, ein besseres Beispiel zu geben. Wenn Sie weise sind, werden Sie zum Ersatz für den Ungehorsam und die Verachtung welche Sie gegen die Gesetze bewiesen haben, in diesem Augenblicke sich ins Gefängniß begeben und ich lege Ihnen hiermit auf, so lange darin zu verharren, bis der König, Ihr Vater, Ihnen seinen fernern Willen bekannt machen wird.

Der Prinz war wie vom Donner gerührt. Diesen Ton hatte er nicht erwartet. Er hielt es jedoch für gefährlich, ungehorsam zu seyn. Ohne auch nur weiter ein Wort einzuwenden, gab er sogleich an seinen Begleiter den Degen ab, und verfügte sich geraden Weges nach dem Gefängnisse des Gerichtshofes.

Seine Begleiter statteten sogleich dem Könige von dem Vorfalle Bericht ab und sie ermangelten nicht, die Sache zum Nachtheile des Oberrichters und zum Vortheile des Prinzen vorzutragen. Allein der weise Monarch kehrte sich daran nicht im Geringsten. Er durchschaute das Wahre, erkundigte sich noch genauer, schien einige Minuten in tiefes Nachdenken verloren, dann aber sahe man ihn Augen und Hände zum Himmel empor=

heben und mit einer Art von Entzücken ausrufen: o Gott, wie viel Dankbarkeit bin ich deiner Güte schuldig! Du schenktest mir einen Richter, der ohne Menschenfurcht Gerechtigkeit ausübt, und einen Sohn, welcher nicht allein zu gehorchen weiß, sondern auch Seelenstärke genug besitzt, um seinen Zorn seiner Pflicht aufzuopfern.

Es bedarf keines weitern Beweises, daß der König, der Prinz und der Oberrichter, durch ihre Handlungsart, unsere Achtung verdienen. Aber, welcher unter den dreien handelte mit der meisten Selbstaufopferung? Und welchem würden die jungen Leser wohl den Vorzug einräumen? —

Heldenmüthiger Tod.

Da, wo die Strasse außerhalb Kloster Rohr herüber auf den Kreuzweg nach Abensberg und Regensburg lenkt, steht an der Spitze eines Waldes ein einsames schlechtes Häuschen. Unter dessen verlassenen Brettern übernachtete nach einem der durch die Schlachten bekannten Tage des Aprils 1809, der Kronprinz von Baiern. Seine Baiern lagerten in den nahen Wäldern und an den Hügeln. Die Bauern zeigen dem Wanderer jenes Häuschen, und erzählen unter andern, auf ihren Feldern vorgefallenen Ereignissen, Folgendes, was sie nachher von den

Kriegern hörten: Während der Gefechte am 20sten, behauptete ein österreichisches Bataillon einen Wald, nahe dem Kloster Rohr, und schien denselben hartnäckig vertheidigen zu wollen. Lag es in dem Versehen, oder in der Disposition der Anführer, diese Stellung war von keiner Reiterei, von keinem Geschütze gedeckt, sondern der Umzünglung blosgestellt. Das Bataillon versuchte, die Straße fechtend zu erreichen. Allein schon schwärmten die baierischen Chevauxlegers um die Flanken, und die Infanterie bemächtigte sich ganz schnell der Fronte. Das feindliche Bataillon hatte jetzt keine andere Wahl, als sich zu ergeben, oder kämpfend durchzubrechen. Letzters war der Entschluß dieses Haufens, in der Hoffnung, von irgend einer nahen Kollonnenabtheilung unterstützt zu werden.

In dem Augenblicke des heftigsten Kampfes, in welchen die wackern Reihen immer mehr sanken, sah ein Lieutenant die Fahne wanken, und mit ihr den Muth der Wenigen. Da entriß er dem ohnmächtigen Fahnenträger das geehrte Zeichen, und rief den Bedrängten, sich an die Spitze stellend, entschlossen zu: Kammeraden! dieses Ehrenzeichen wollen wir entweder retten oder sterben.

Als die Baiern, deren Reiterei schon gegen den Rücken der Unerschrocknen andrängte, diese seltene Kühnheit erblickte, riefen sie den Gegnern

zu, sich zu ergeben, und hemmten den Ungestüm ihrer Waffen. Vergebens. Wie von einer verzweifelten Wuth betäubt, erneuerten die Oesterreicher den Kampf, um die Strasse zu gewinnen, und einer nicht ferne sich schlagenden Linie ihrer Farbe sich anzuschließen. Da blieb selbst den überraschten Baiern nichts übrig, als ihre Pflicht zu thun, und die Gegenwehr zu zernichten. Während des blutigsten Streites riß der Lieutenant die Fahne von der Stange, und umwand damit seinen Leib. Mit der Stange focht er lange heldenmüthig, bis er fiel. Dieses war die Losung für das geschmolzene Bataillon, mit den Leichen den Körper zu bedecken, der die Fahne des Monarchen um sich trug. Als die Niederlage dieser Krieger unvermeidbar blieb, lag der getödtete Lieutenant wie von einer undurchdringlichen Hülle der in den Tod Gefallenen umgeben, damit gleichsam durch solch heroischen Entschluß die Wegnahme des Zeichens Habsburgs erschwert blieb. Wäre dieser Jüngling am rechten Platze gestanden, die Schlacht hätte an ihm einen Horatius Cocles gefunden. Sein Name blieb der Gegend unbekannt, aber seine That von jedem bewundert.

Der winselnde Todte.

Oft, wenn wir so vielen Erzählungen nicht den Glauben versagen wollen, tönen zu der Zeit

wo alles Körperliche schweigt, Geisterstimmen, rauscht etwas vorüber, was nur gehört, nicht gesehn ward, oder zeigt sich nur halberkannt eine Gestalt, die nicht von der Erde zu seyn scheint. Erschreckt flieht der Wandelnde vorüber, oder wendet sich schnell von den unerklärlichen Lauten ab, und jene geheimen Wesen treiben nun ihr Spiel fort, zum Entsetzen der bangen Sterblichen.

Aber ist ein Sterblicher einmal nicht bang, und horcht genauer zu und schaut näher an, so verwandeln sich die geistigen Wesen in körperliche, oder ein schon erkanntes Gesetz der Natur erscheint nur in einer neuen Wirkung, und das Unerklärliche wird sehr erklärlich.

Einen Beleg hierzu liefert die Geschichte eines gewissen Dörfleins, in dessen Nähe Geisterschauer wehte, — was niemand zu leugnen wagte, denn vom Großvater hatte sich die Geschichte auf Sohn und Enkel fortgepflanzt, und was er vernommen hatte, davon überzeugte sich ja noch das Ohr seiner späten Nachkömmlinge.

In einer kleinen Entfernung von dem Dorfe lag nemlich ein Gehölz. Aus diesem Gehölz hörte man zu gewissen Zeiten sehr vernehmlich eine winselnde Menschenstimme ertönen. Zur Erklärung derselben ward eine Geschichte erzählt nach welcher dort vor zweihundert Jahren ein

Reisender von einem Raubmörder erschlagen, ausgeplündert und eingescharrt ward. Dessen Geist ging seit der Zeit dort um.

Dieser Glaube herrschte allgemein, als an die Stelle eines ältern Geistlichen des Ortes, welcher starb, ohne zur Bekämpfung desselben etwas gethan zu haben, ein jüngerer trat. Es konnte nicht ausbleiben, daß man ihm bald auch diese wundersame Merkwürdigkeit vortrug, und er hörte die Erzählung aufmerksam an. Ehe er indessen über dieselbe sprach, wollte er sich selbst überzeugen, und trug einem Gläubigen auf, ihm anzuzeigen, sobald der Geist wieder seine Klagetöne erhöbe.

Das geschah spät an einem Abende. Der Pfarrer begab sich sogleich an den Eingang des Dorfes, wo sie am besten gehört wurden, und er konnte nicht leugnen, er vernahm schauerliche Klagelaute, welche allerdings mit den eines wimmernden Menschen viel Aehnlichkeit hatten.

Er beschloß näher zu untersuchen und ging auf das Gehölz zu. Das Erste, was er bemerkte, war, daß die Töne leiser wurden, je mehr er sich dem Gehölz näherte, und ganz verstummten, als er in demselben stand. Er ging zurück. Da erschollen sie wieder und lauter und immer lauter, je mehr er sich entfernte,

und das Gewinsel war ganz dasselbe, als er seinen vorigen Standpunkt wieder betrat.

Er wiederholte die Erfahrung, untersuchte genauer, und entdeckte die Ursache, welche diese wirklich auffallende Erscheinung hervorbrachte.

Indeß bewahrt er für den Augenblick noch seine Entdeckung, um seine Pfarrkinder überzeugender von der Wahrheit derselben zu belehren.

Wartet nur, sprach er, als sie triumphirend seinen Unglauben besiegt zu haben meinten, ich sage euch voraus, daß bald keine Seele mehr an diesen Geist glauben soll.

Der vermeinte Geist wimmerte nicht alle Abende. Oft schwieg er eine geraume Zeit lang; unvermuthet hörte man dann wieder seine Stimme, sobald die Nacht anbrach.

So hatte man lange vergebens gehorcht; er schien nun Ruhe gefunden zu haben, — als der Pfaarer an einem Tage seiner Gemeinde ankündigte, der Geist wäre angekommen, und würde sich heute hören lassen.

Verwundert und mit ungemeiner Erwartung fand sich eine Menge Leute zur Nachtstunde am Eingange des Dorfes ein, und der Todte winselte aufs Neue.

Der Pfarrer sagte ihnen am folgenden, am dritten Tag wieder voraus: ihr werdet die Geister=

stimme hören! Aber nun, sprach er am vierten, nun ruht er. Fragt nur einer bei mir an, setzte er hinzu, wenn ihr wissen wollt, ob euer Geist da ist.

Das geschah mehrmals, und bald bekam er das sonderbare Ansehen bei seiner Gemeinde, als sey er einverstanden mit dem Geiste, ein Zauberer, ein Beschwörer, wie sie ja auch manche Geschichte eines solchen Einverständnisses wußten.

Aber das durft nicht lange dauern. Bei der ersten Gelegenheit, die ihr neues Staunen ihm darbot, hub er an:

Nein, gebieten kann ich dem Geiste nicht, aber lernen konnte ich seine Weise, und nach meiner erworbenen Kenntniß von demselben prophezeien. Und ihr alle sollt Propheten werden, wenn ihr hören wollt.

Die gespannteste Aufmerksamkeit horchte nun dem Pfarrer, als er sprach, — und jeder wunderte sich und schämte sich seiner Thorheit, der geglaubt und nicht selbst nachgedacht und untersucht hatte.

Vor dem Gehölze lagen mehrere Hohlwege. In diesen brachen sich die Töne des Windes, die vom Gehölze herkamen, auf eine wunderbare Weise, wenn er mit einiger Stärke aus

einer gewissen Richtung wehte. Der Pfarrer merkte also blos auf den Stand des Windes, und wenn er sich am Nachmittage nach dieser Richtung hindrehte, so konnt er bestimmt dieses Winseln voraussagen, so wie er sein Schweigen verkündete, wenn der Wind sich aufs Neue änderte.

Daß er nur beim Einbruch der Nacht gehört ward, wird keinen befremden; denn nur dann horcht man auf, und dann schweigen die übrigen Stimmen, so daß er in der herrschenden Stille vernommen werden kann.

Mutterliebe.

In einer blühenden Gegend von Italien lebte in einem kleinen einsamen Häuschen eine Mutter mit drei Kindern. — Der Vater ging seinem Geschäfte nach, und war selten zu Hause. Er überließ daher die Pflege der Kinder der zärtlichen Mutter, welche sie auch mit aller Sorgfalt erzog. —

Eines Tages hatte sie vom frühen Morgen an, bis zum Abend emsig gearbeitet, und ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. — Froh über die vollendete Arbeit trat sie mit ihrem Säugling auf dem Arme vor die Thüre, um nach

ihren Kindern zu sehen, die an einem Gesträuche einträchtig spielten. — Befriedigt kehrte sie wieder zurück in die Stube und brachte ihren Säugling zur Ruhe. Bald aber hätte sie selbst ein Schlummer überfallen; doch sie raffte sich schnell auf: ich darf nicht schlafen dachte sie, die Kinder brauchen neue Kleider, und sie rieb sich die drückende Mattigkeit aus den Augen. — O wie oft, und wie gerne reibt eine gute Mutter für ihre Kinder den Schlaf sich von den Wimpern! — Dann spann sie so eifrig auf ihrem Spinnrade, als wollte sie noch heute mit dem Garne fertig werden. Plötzlich schreckte sie das Angstgeschrei ihrer Kinder auf. — Sie eilte vor die Hütte und sah mit Beben, daß eines derselben an der Hand blutete. Was fehlt dir, liebes Kind! fragte sie im neuen Schrecken. Mutter, sieh nur, antwortete das andere Kind weinend, eine Natter hat meine Schwester gebissen. Wie? eine Natter! rief die Mutter mit Wehmuth. — Ach Gott, wo ist Hilfe, wo ist Rettung? — Tröstet euch, Frau, sagte ein Mann, der eben vorüber ging, und der Mutter Wehklagen hörte, ich weiß hier keinen andern Rath, als daß ihr euch um irgend einen Hund umsehet, der das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind — geschwind.

Ein Hund soll das Natterngift aus der Wunde saugen? — erwiederte die Mutter: das

wird der Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es auch. Und hastig zog sie ihre Tochter an sich, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog so innig und lange, als könnte sie neues Leben aus dieser Wunde saugen. —

Während diesem Auftritte, sah das ältere Kind den Vater sich nähern, eilte ihm entgegen, und erzählte ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann, und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. Was machst du, Vater? rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er jetzt erst an des Vaters Stab gebunden erblickte, und stammelte: ach, die Natter war es, ja so eine Natter hat meine gute Schwester gebissen!

Nun Gottlob, jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die Niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreicht er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, schloß sie an seine Brust, und rief mit Freude: Gutes, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank! die Schlange war nicht giftig; der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen; und diese

Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einst gewiß noch dein graues Haar mit Rosen zieren.

Der gute Sohn.

Unter den Pagen des Königs * * wurde Friedrich v. H. . durch die Empfehlung eines weitläufigen Verwandten angestellt. Es war ein liebenswürdiger hoffnungsvoller Knabe, der bei seiner Vorstellung selbst die Aufmerksamkeit des Monarchen erregte. Allein schon nach einigen Tagen glaubte der Aufseher der Pagen sich dieses neuen Ankömmlings wegen bei dem Hofmarschall beklagen zu müssen. Nicht etwa, daß Unsittlichkeit und Fahrlässigkeit dazu die Veranlassung gegeben hätte. Niemand war aufmerksamer als v. H. . . Er lernte die übrigens sehr leichte Aufwartung in einigen Stunden, war zuvorkommend und freundlich, für sein Alter sehr gesetzt, mehr ernst als munter, und hing in den Unterrichtsstunden mit heisser Aufmerksamkeit an den Lippen seiner Lehrer. Und dennoch mußte der übrigens sehr nachsichtsvolle Hofmeister Klage führen.

Friedrich v. H. . aß Mittags an der ziemlich leckern Tafel der Pagen nur trocknes Brod, und alles Zureden, irgend etwas Gekochtes zu genießen, war vergeblich. Er hatte mit ihm darüber in Güte gesprochen und gefragt, woher

diese sonderbare Gewohnheit rühre? allein v. H.. war stumm wie das Grab. Er bat und flehte, man möchte ihn bei dieser Gewohnheit lassen, er beleidige ja dadurch Niemand, ihm genüge trockenes Brod und er bedürfe der leckern Speisen nicht. Der Fall war so selten als neu. Immer hatte der Arzt den Ankommlingen durch Vomitive die Lehre versinnlichen müssen, daß man mäßig sein müsse, um sich wohl zu befinden. Hier war das ganz und gar nicht der Fall. Der Hofmarschall ließ den Knaben vor sich kommen, er machte ihn auf die Sonderbarkeit seines Betragens aufmerksam, und suchte ihm vorzüglich die Wahrheit bemerkbar zu machen: man müsse sich nie durch dergleichen Eigenheiten auszeichnen wollen. Von H.'. bat dringend, ihn so fortleben zu lassen, er beleidige ja dadurch niemand; allein der Hofmarschall bestand auf seinem Befehl, mit den Uebrigen mäßig zu essen, und drohte, im Falle dies nicht geschehe, es dem Monarchen zu melden, der so einen Pagen nicht leiden würde, der in solchen Sonderbarkeiten seinen Ruhm suche. Nun dann, wenn ich nicht anders kann, sagte der weinende Page, so hören Sie meine Gründe. Zwar hätte ich sie gern verschwiegen, allein die Gefahr der Entfernung macht, daß ich meinen Vorsatz aufgebe. Ich bin, wie Sie wissen, der Sohn eines rechtschaffnen invaliden Officiers, der nur mit einem sehr kleinen Gnadengehalte, für die Dienste, die

er dem Vaterlande leistete, von dem gütigen Monarchen belohnt wurde. Er war nur leider noch Lieutenant, da er in der Schlacht bei R** die Batterie erstürmt, und außer schweren Wunden seinen rechten Arm verlor. Das kleine Gut meiner Mutter hatte der Feind verbrannt. Er und sie, diese gute Mutter, die seit den Mißhandlungen des Feindes immer kränkelt, und meine fünf noch kleinen Geschwistert, wir haben nie etwas anderes, als trocknes Brod gegessen. Soll ich nun, der hier Bildung, Unterricht und Kleidung empfängt, soll ich hier den Freuden einer prächtigen Tafel mich überlassen, unterdessen meine guten Aeltern und Geschwistert kaum sich im groben trocknen Brode sättigen können? Dies die Ursache, warum ich so lebe. O erlauben Sie es, daß ich so fortleben darf, und sagen Sie es niemand, daß dieses, die Beweggründe meiner Lebensart sind man möchte mich damit auslachen. — Mit Rührung hatte der Hofmarschall, der ein fühlender Mensch war, die schöne Entschuldigung des sanften lieblichen Knaben angehört. Es that ihm wohl, ihm, der selbst Vater war, eine solche kindliche Liebe als Bewegungsgrund zu finden. Nein mein Sohn, wenn das deine Gründe sind, so iß ferner dein trocknes Brod, und nur erst dann, wenn ich so glücklich gewesen, und deinem rechtschaffenen Vater, dessen Noth mir völlig unbekannt war, geholfen habe, nur dann erst, iß von den Speisen, welche die

Güte des Monarchen euch Pagen zum Essen darbietet. Geh indessen, gutes Kind, nimm diese Kleinigkeit, die ich dir schenke, und von der du jeden Gebrauch machen kannst, welchen deine kindliche Liebe wünscht. Der gute Hofmarschall hielt Wort. Noch an demselben Tage erzählte er in einer heitern Stunde der liebenswürdigen Monarchin, die ganz Güte und Herablassung, selbst treue Mutter und liebevolle Gattin war, die Kindlichkeit des Knaben. Sie ließ ihn vor sich kommen, beschenkte ihn ebenfalls, und nach einigen Tagen überraschte der v. H. . seinen Sohn durch einen Besuch. Er kam, ihm zu danken. Nicht blos das Geschenk des Hofmarschalls, auch das Geschenk der Königin hatte er erhalten. Aber er dankte ihm mehr. Der Monarch hatte nach genauer Erkundigung seinen Gehalt um das Dreifache vermehrt, und zwei von seinen Söhnen, ungeachtet sie das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatten, dem Chef der Cadettenanstalten dringend empfohlen.

Nun aß Friedrich v. H. . mit Freuden an der reichen Tafel der Pagen, und es schmeckte ihm jetzt doppelt, da er wußte, daß auch seine guten Aeltern ihr trocknes Brod nicht mehr mit Thränen netzen.

Anhang

von

Briefen.

Theuerster Großvater!

Geleitet von Pflicht und Liebe ergreife ich die vielwillkommne Gelegenheit, an Ihrem Namenstage, den wir alle heute dankend feiern, meine innigste Verehrung und Liebe für Sie laut zu bezeigen, Ihnen heute auszudrücken suchen, um was mein warmes Herz den Vater aller Wesen täglich bittet, daß er Ihnen gnädigst ein recht langes Leben, dauernde Gesundheit, Glück und Freude schenken, und Sie so als Freund als Führer, noch lange, lange erhalte

Ihrem

ergebensten Enkel

N... N...

Werthester Herr Vetter!

Sie stehen nun an der Grenze eines neuen Jahres, und der Himmel hat Sie froh und wohlbehalten durch die Mühen dieses alten geführt. Ich danke frohbewegt dem Allmächtigen, er hat meine Wünsche erhört, um deren Erfüllung ich täglich zum Himmel

bete. O freuen Sie sich doch recht oft vieler neuen Jahre, in beßter Gesundheit, Zufriedenheit, und erhalten mir immerhin Ihre Gewogenheit und Liebe, das ist der Wunsch und die tägliche Bitte

Ihres

ergebenſten Vetters
N... N...

Lieber Bruder!

O wie froh schlägt mein Herz am Morgen dieses Tages, der mir die Feier deines Namenstages verkündet; wie heiter hebe ich heute dankend Hände und Herz zum Himmel, an einem der seeligſten Zeitpunkte meines Lebens!

Ich küsse dich herzlich, und wünsche dir zu deinem Namenstage alles Gute, was deine Ruhe und dein Glück für alle Zeiten begründen kann. Ich bete zum Himmel, daß er mir noch oft das Glück verleihen wolle, dir zu deinem Namensfeste Glück zu wünschen, und deine Liebe unverändert erhalte

Deinem

aufrichtigen Bruder
N... N...

Lieber Vater!

O wie freudig sah ich diesem schönen Tag entgegen, der mir das lang ersehnte Glück gewähren sollte, auch an Ihrer heurigen Namensfeier meine Liebe für Sie beweisen zu können. Der liebe Vater über uns hat nun mein Flehen erhört, doch fehlen mir die Worte, um deutlich auszusprechen, was mein volles Herz für Sie empfindet.

Möge Sie der Allgütige noch recht lange leben lassen, Ihnen Gesundheit, Zufriedenheit, Glück verleihen, und Sie dadurch schon hier für Ihre vielen Wohlthaten, für Ihre Liebe, für Ihre Sorgen um mich, einigermaßen zu belohnen, die Ihnen Menschenkräfte nicht zu vergelten vermögen.

Aus dem Herzen Ihres

ewig dankbaren Sohnes
N... N...

Theuerster Herr Vormund!

Froh erwachte ich an diesem Tage, der mir die süße Pflicht verkündete, an Ihrem Namenstage meine frommen Wünsche laut auszusprechen, die ich täglich für Sie zum Himmel schicke.

Nehmen Sie also meinen wärmsten Dank für die vielen Wohlthaten, die Sie mit väterlicher Liebe

mir immerhin erwiesen, und den Wunsch, daß Sie der Allgütige diesen freudenvollen Tag ja noch oft erleben lassen, und Ihnen alles geben wolle, was Ihr Glück und Ihre Ruhe befördern kann. Ich verspreche Ihnen durch meinen Fleiß und Gehorsam mich Ihrer väterlichen Liebe immer würdiger zu machen, um deren Fortdauer inständigst fleht

Ihr

gehorsamster Mündel
N... N...

Lieber Freund!

Unsere Liebe hat sich nun unter den wechselnden Schicksalen eines Jahres unerschüttert erhalten, — wir sind älter geworden, aber unsere Freundschaft blieb doch immer jung.

Reiche mir die Hand, und laß uns hier an der Grenze eines neuen Jahres auch den Bund erneuern den unsere Herzen längst geschlossen haben; die Erinnerung daran wird uns wohlthätig an jedem wechselnden Jahre. Möchte dir doch dieses neue Jahr die Quelle ungetrübter Freuden werden, und Glück und Friede bis in das fernste Alter dich geleiten.

Lebe wohl, und erhalte deine Liebe

Deinem unveränderlichen
N... N...

Lieber Herr Lehrer!

Auch ich komme an Ihrem Namensfeste, um Ihnen dankend zu sagen, wie sehr ich Sie liebe, wie heiß ich um Segen über Sie zum Himmel flehe, über Sie, den ich als ersten Wohlthäter und Freund meines Lebens verehre.

O möchte uns doch der Himmel noch oft diesen glücklichen Tag zu feiern vergönnen, und Segen, Heil und Glück über Sie ausgießen, damit Sie der Früchte ihres mühevollen Säens sich noch recht lange freuen mögen. Sie selbst lehrten uns ja oft: »der Kleinen Flehen dringt durch die Wolken«, und darauf fest vertrauend glaube ich, der Allgütige wird auch mein Gebet erhören. Wenn ich einst als brauchbares Glied unter Menschen mich meiner Kenntnisse freue: so sind es Sie allein, dem ich sie zu danken habe. Gott lohne Sie dafür!

Ihr

dankbarer Schüler

N... N...

Theure Eltern!

Ein Jahr ist nun wieder vorüber, in welchem sich Ihre Liebe für mich durch zahllose Wohlthaten so huldvoll bewiesen hat, in welchem Sie der Ewige mir zur Stütze erhielt, der ich noch so sehr bedarf.

Meine Freude wird getrübt, wenn ich auf mein Unvermögen zurückblicke, und nichts finde was ich Ihnen zur Vergeltung anbieten könnte, als mein Herz und meine frommen Wünsche. Doch hier zählt ja nur der gute Wille, und der meinige ist willig und rein. Der Allmächtige wird meine frommen Wünsche hören, und Gesundheit, Glück und Frohsinn Sie auch durch dieses neue Jahr geleiten. Erleben Sie doch noch recht viele glückliche neue Jahre, das ist der Wunsch

Ihres

dankbaren Sohnes

N... N...

Werthgeschätzter Freund!

Sey mir tausendmal gegrüßt mein Lieber! mein Herz schlägt wärmer an dem Tage, der uns allen theuer ist, uns heilig still des Gerechten erinnert, der uns seinen Namen lieh! Du hast ihn doch gesund und glücklich angetreten, deinen Namenstag? Ich hoffe und glaube das gewiß. Begehe ihn ja recht festlich, er kömmt doch nur so selten. Kann ich gleich nicht bei dir seyn, dich brüderlich an mein Herz drücken: so umschwebt dich meine Liebe allenthalben, und die trennt ja auch das Grab nicht. Freue dich noch lange der oftmaligen Wiederkehr dieses Feier-Tages

froh und glücklich, und bleibe immer mein Freund; mit diesem Wunsche sagt dir ein herzliches Lebewohl:

Dein

treuer N... N...

Beßter Herr Lehrer!

Auch dieses Jahr naht sich seinem Schluße, und wie viel des Guten und Nützlichen haben Sie mir darin gelehrt, wie viel weiser und besser bin ich durch Ihre Hilfe geworden.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür, mit dem feurigsten Wunsche, daß Sie doch recht viele neue Jahre gesund und froh erleben möchten, bis einst Jenseits jenes neue Jahr beginnt, das nie veraltet und Sie lohnt für Ihre Mühe dahier. Seyen Sie versichert, daß ich alle Kräfte anwenden werde, durch meinen Fleiß und meine Aufmerksamkeit mich Ihrer Liebe immer würdiger zu machen.

Hochachtungsvoll empfiehlt sich

Ihr

dankbarer Schüler

N... N...

Beßte Mutter!

Ein wichtiger merkwürdiger Tag ist im Werden, der Erinnerungstag Ihrer Geburt! O wie froh schlägt

mein Herz dem Tage entgegen, der mir die liebe, gute Mutter gab!

Der Vater im Himmel schenke mir noch recht oft die beglückte Wiederkehr dieses schönen Tages, er ist die festlichste Erinnerung Ihrer Liebe, Ihrer Leiden, Ihrer Sorgfalt für mich. Er soll mir immer der mächtigste Drang zum Guten werden, mich folgsamer, weiser und besser machen. So wird sich unaufhörlich bemühen, seine Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, theure Mutter durch die That zu bewähren

Ihr

gehorsamster Sohn
N... N...

Gute Schwester!

Also an diesem Tage hast du das erstemal das Licht der freundlichen Sonne erblickt! O er gehört unter die schönsten Tage meines Lebens, denn er gab mir ja dich! Feiere recht oft seine gesegnete Wiederkehr harmlos wohl und glücklich, und liebe mich immerhin, das ist der Wunsch aus dem Herzen

Deines

unveränderlichen Bruders
N... N...

Beßter Vater!

Recht gerne Ihrem wiederholten Gebote entsprechend: »Schreibe mir recht oft« will ich Sie jetzt mit meinen Schicksalen, mit meinen Leiden und Freuden dahier seit meinem letzten Schreiben ein wenig näher bekannt machen.

Meine Lehrer schätzen und lieben mich immer unverändert, und meine Fortschritte sind gut, zu ihrer Zufriedenheit; ich hoffe gewiß am Ende des Schuljahres meinen Platz unter den Beßten zu erhalten, denn an meinem Fleiße soll es gewiß nicht fehlen. Freilich ist meine Zeit sehr gedrängt, denn eine Lektion reiht sich an die andere, und erhält mich so den ganzen Tag in ununterbrochener Thätigkeit. An heitern Abenden gehe ich dann wohl ins Freie spazieren, und darauf schlafe ich gewiß herrlicher, als ein Fürst auf seinen Eiderdunen, bis mich die aufgehende Sonne weckt und mir freundlich leuchtet zu meinem willkommenen Tagewerke. So verschwinden mir Tage wie Minuten, und geben mir das frohe Bewußtseyn, keinen derselben unbenützt vorbeigelassen zu haben. Nur ergeben sich hier eine Menge Ausgaben für die unbedeutendsten Kleinigkeiten, an die wir gar nicht gedacht hatten; und kleine Parthieen, die wir manchmal in Begleitung unserer Lehrer auf benachbarte Dörfer unternahmen, haben meine Kasse ganz geleert. — Ihre väterliche Liebe giebt mir den Muth, Sie

lieber Vater! zu bitten, dem mangelhaften Zustand meiner Kasse wieder in etwas abzuhelfen. Ich verspreche Ihnen, das Geld gut anzuwenden, und mein Verhalten so einzurichten, daß es Sie nie reuen soll, unterstützt zu haben

Ihren

dankbaren Sohn
N... N...

Theuerster Vater!

Ich küsse Ihnen vielmal die Hand für dieses schöne Denkmal väterlicher Liebe. O! hätte ich doch Kräfte Ihnen so zu danken, wie es mein Herz wünscht. Ja, lieber Vater! ich will Ihre schönen Lehren mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz graben, alle Kräfte aufbieten, mit Wahrheit zu seyn

Ihr

gehorsamster Sohn
N... N...

Inhalts=Anzeige.

	Seite
Der ehrliche Bezahler	1
Werth des Bauernstandes	2
Belohnte Menschenliebe	3
Liebe und Herzhaftigkeit	4
Der edelmüthige Neger	5
Bestrafte Eitelkeit	9
Verderben aus Geiz	10
Der gütige Chyrurg	11
Bravheit ohne Eigennutz	12
Gerechtigkeitsgefühl	13
Dankbarkeit.	15
Folgen der Thierquälerei	16
Der dankbare Lehrling	18
Die guten Nachbarn	23
Der dankbare Jude	24
Das Treibjagen	30
Gerechtigkeitspflege	35

*

Seite

Die Macht des bösen Gewissens.	38
Feines Gefühl	41
Der treue Hund	42
Der äußere Schein trügt	45
Demuth	50
Menschensinn	52
Vier Wilde beweisen die Christenpflicht 2c.	54
Der Menschenfreund	58
Traue, schaue, wem?	60
Feindesliebe	64
Der bestrafte Thierquäler	67
Der Verräther	69
Der edle Sohn	73
Der sterbende Weise.	76
Das redliche Mädchen	78
Edle Handlung zweier baierischen Soldaten	79
Der furchtbare Nagel	80
Geistesgegenwart	82
Edelmuth eines jungen Mädchens	84
Der ehrliche Judenknabe	86
Der brave Landmann	90
Edelmuth und Menschensinn	92
Werth eines guten Verstandes	93

Seite

Redlichkeit und Biedersinn	96
Der Scherenschleifer	97
Georg Kramer, der Schubkärner	99
Kindliche Liebe	103
Edle Handlung	105
Der treue Thomas	106
Das Soldatenkind	109
Dankbarkeit	112
Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes	114
Der gute Sohn auf dem Throne	115
Das Loch im Aermel	117
Dienertreue	123
Der Richter ohne Menschenfurcht	124
Heldenmüthiger Tod	127
Der winselnde Todte	129
Mutterliebe	134
Der gute Sohn	137
Anhang von Briefen	141

Bayerische Staatsbibliothek München

In derselben Verlagshandlung sind noch nachstehende, sich zu Schul-Preisen eignende Schriften zu haben.

Andachtsübungen eines wahren Christen, für alle Zeiten und Umstände ꝛc. 24 kr.

Anleitung zur Baumzucht, für Stadt- und Landschulen, in Fragen u. Antworten. 3 kr.

Dallinger. Die baier. Nation, oder vaterländische Schulstunden für Schulen. 24 kr.

Grundfesten des wahren Glaubens in Unterredungen 12 kr.

Heilmaier, M. E., Geschichte der ersten Erfindungen, vorzüglich solcher Gegenstände, die zur Befriedigung der Bedürfnisse, auch zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen am mehresten beitragen ꝛc. 45 kr.

Hieber Kast. Versuch einer Uebersetzung der Psalmen Davids, ein Gebet- und Unterrichts-Buch 48 kr.

Hirt, der gute, auf seinem Sterbebette. Ermahnungen eines alten Landpfarrers 12 kr.

Piringer Leonhard, Naturkenntnisse für Kinder. 7. Auflage. 18 kr.

Prämie, eine geistliche, zum Gebrauche fürs ganze Leben, für Feiertagsschulen. 24 kr.

Schenkl M. Litaneien und Wechselgebete zur Beförderung der christl. Andacht. 12 kr.

Mich

Mich

Mich

Mich

Mich

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tugendlehre Eine Auswahl von Erzählungen aus dem Menschenleben für die Jugend

Ingolstadt [ca. 1820]

Paed.pr. 3769

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761357-6